



# Fremde Deutsche

Untersuchung zur Seelsorge mit  
deutschen Aussiedlerinnen und Aussiedlern  
aus Russland im Bistum Hildesheim



Bistum  
Hildesheim

# Inhalt

<b>Vorwort</b>	<b>2</b>
<b>Einleitung</b>	<b>4</b>
<b>I. Seelsorge mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern – Betrachtung eines vielschichtigen Aufgabenfeldes</b>	<b>5</b>
I.1 Biblische und theologische Aspekte	6
I.2 Lebenslagen und soziale Identität	9
I.3 Kirchliche Beheimatung	15
<b>II. Zum Begriff „Integration“</b>	<b>21</b>
<b>III. Seelsorge mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern im Bistum Hildesheim</b>	<b>26</b>
III.1 Rahmenbedingungen	26
III.2 Bisherige Wege	28
III.3 Neuere Erfahrungen	31
<b>IV. Perspektiven</b>	<b>36</b>
IV.1 Thesen	37
IV.2 Handlungsoptionen	44
<b>V. Resümee</b>	<b>50</b>
<b>Mitarbeit</b>	<b>52</b>
<b>Anmerkungen</b>	<b>53</b>

# Fremde Deutsche

## Vorwort

**AUSSIEDLERINNEN UND AUSSIEDLER** galten in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts als eine weitgehend unauffällige Zuwanderungsgruppe, die sich schnell und ohne große Schwierigkeiten in Deutschland einlebte. Dieses Bild veränderte sich – parallel zu einer Vielzahl von gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Problemen im zusammenwachsenden Deutschland – in den neunziger Jahren massiv. In Politik und Gesellschaft in Deutschland wurden zunehmend Schwierigkeiten thematisiert, die Aussiedlerinnen und Aussiedler bei der Integration in die eben doch fremde deutsche Gesellschaft hatten und bis heute haben. Integrationsversuche stellten sich als spannungsreiche Prozesse dar. Probleme, die vor allen Dingen von den Medien häufig aufgegriffen und in der breiten Öffentlichkeit diskutiert wurden, waren fehlende Sprachkenntnisse, geringere Chancen auf Ausbildungsplätze, Arbeitslosigkeit, soziale Isolation sowie zunehmend auch Alkohol- und Drogenprobleme, insbesondere bei Jugendlichen. Über die Lebensverhältnisse von Aussiedlerinnen und Aussiedlern vor und nach der Migration, ihre Sozialisationserfahrungen, Erwartungen und Kompetenzen, die sie aus ihrem Herkunftsland nach Deutschland mitbrachten, und deren Einfluss auf den Integrationsprozess war und ist jedoch bis heute in der breiten Öffentlichkeit nur wenig bekannt, die Wahrnehmung ist häufig von Klischees geprägt.

**DEN KIRCHEN STELLE** sich parallel – allerdings weniger öffentlich – besonders die Frage nach der religiösen und kirchlichen Beheimatung von Aussiedlerinnen und Aussiedlern angesichts unterschiedlicher Glaubens- und Gemeindeerfahrungen zwischen Herkunfts- und Heimatland. So waren und blieben sie in nahezu allen Bereichen ihres Lebens „fremde Deutsche“.

**DIE KATHOLISCHE KIRCHE** im Bistum Hildesheim reagierte frühzeitig auf diese gesellschaftliche und kirchliche Situation der Aussiedlerinnen und Aussiedler aus den osteuropäischen Staaten und initiierte bereits 1989 eine erste problemorientierte Austauschrunde mit den Verantwortlichen aus den Dekanaten, den Missionen, dem Diözesancaritasverband und dem Bischöflichen Generalvikariat. Während zu dieser Zeit

die Mehrzahl der Aussiedlerinnen und Aussiedler noch aus Polen kam, war die überwiegende Mehrheit der Aussiedlerinnen und Aussiedler schon im Januar 1991 aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion ausgesiedelt, was sich bis heute nicht verändert hat. In Gemeinden und Städten mit zahlenmäßig hohem Anteil an Aussiedlerinnen und Aussiedlern wurden in der Folgezeit Projekte in Zusammenarbeit diverser Träger etabliert, um Hilfen zur Lebensbewältigung und Integration anzubieten. Die Bistumsleitung initiierte, förderte und begleitete solche Projekte und ergänzte sie subsidiär durch vernetzende und zentrale Maßnahmen.

**DIE VORLIEGENDE ARBEIT** fasst markante Ergebnisse bisheriger Projekte und Untersuchungen der Seelsorge mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern im Bistum Hildesheim zusammen, wobei der Schwerpunkt auf jene gelegt wird, die aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion kamen. Dazu werden auf der Basis der Beschreibung theologischer und soziologischer Rahmenbedingungen und einer klärenden Vergewisserung des schillernden Begriffs „Integration“ die durchgeführten Projekte ausgewertet mit dem Ziel, fundierte Positionen für eine inhaltliche Überprüfung der Arbeit vor Ort, der Aussiedlerseelsorge des Bistums und ihrer Implikationen für die Gesamtpastoral bereitzustellen.

**WIR DANKEN AN** dieser Stelle allen Personen und Institutionen, die an dieser Untersuchung mitgewirkt haben, insbesondere Professor Dr. Friedhelm Vahsen, Martina Wadenpohl, Pater Eugen Reinhardt und Dr. Wendelin Mangold, Hermann Uihlein, Hedwig Mehring, Diakon Norbert Koch, Gregor Schneider-Blanc sowie allen Beratungsstellen der Caritas und den Gemeinden im Bistum Hildesheim, die die vielfältigen Erfahrungen ihrer praktischen Arbeit vor Ort in diesen Auswertungsprozess haben einfließen lassen. Wir hoffen, dass insbesondere ihnen die Untersuchung neue Anregungen und Impulse, vor allem aber die Motivation zur Weiterarbeit gibt.



Domkapitular Adolf Pohner  
Leiter der Hauptabteilung Pastoral



Dr. Hans-Jürgen Marcus  
Leiter der Hauptabteilung Caritas

## Einleitung

**SEELSORGE MIT AUSSIEDLERINNEN** und Aussiedlern im Bistum Hildesheim nahm ihre Anfänge mit deren verstärktem Zuzug Ende der achtziger Jahre. Dabei setzte die Arbeit an den konkreten Bedürfnissen vor Ort an und wurde zugleich von der Bistumsebene begleitet und gefördert. Es entwickelten sich unterschiedliche Ansätze sowie Arbeits- und Kooperationsmodelle, je nach Bedürfnislage, örtlichen Möglichkeiten und personellen Kapazitäten. Die Arbeit und die Rahmenbedingungen haben sich dabei über die Jahre immer wieder verändert.

**DIESE BROSCHÜRE WENDET** sich an alle Hauptamtlichen, Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen, die mit der Aussiedlerseelsorge in Beziehung stehen. Sie will einen Überblick verschaffen über die Situation von Aussiedlerinnen und Aussiedlern, aber auch über die Probleme in der Beziehung zu Einheimischen. Vor allem aber will sie Diskussionen anstoßen und Anregungen bieten, wie Seelsorge mit und Integration von Aussiedlerinnen und Aussiedlern im Bistum Hildesheim erfolgreich gefördert werden können. Dabei folgt sie der Erfahrung, dass Aussiedlerinnen und Aussiedler in der Praxis über diakonisch-soziales, lebenslagenbezogenes Handeln erreicht werden.

**DIESE UNTERSUCHUNG BETRACHTET**

wesentliche Aspekte der Aussiedlerseelsorge im Bistum. Sie nimmt ihren Ausgang im ersten Kapitel mit der Beschreibung grundlegender biblischer und theologischer Aspekte zur Situation des Fremdseins und der Integration. Sie umreißt weitere Lebenslagen und soziale Identität von Aussiedlerinnen und Aussiedlern verbunden mit der Absicht, Motivation zur Aussiedlung und Probleme der Integration zu verdeutlichen. Einen besonderen Aspekt bildet dabei die kirchliche Beheimatung sowohl im Herkunftsland als auch in Deutschland.

**WENN MAN ÜBER** Integration reden will, muss man erklären, was genau man darunter versteht. Dieser Schritt erfolgt anhand des Lebenslagenkonzeptes im zweiten Kapitel.

**DAS DRITTE KAPITEL** beleuchtet die Aktivitäten der vergangenen Jahre schlaglichtartig. Die Verantwortlichen sind sich bewusst, dass vielerorts Arbeit mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern geschieht, ohne mit dem konkreten Etikett „Aussiedlerseelsorge“ versehen zu sein. Diese Arbeit findet oft als stiller Dienst am Nächsten statt. Die Ergebnisse dieser Untersuchung, insbesondere aus der Befragung, sind also Momentaufnahmen aus einer bestimmten Zeit und an bestimmten, den Verantwortlichen besonders bekannten Orten. Sie liefern kei-

ne endgültigen Antworten, sondern werfen vielmehr Fragen neu auf.

**IM VIERTEN KAPITEL** werden Thesen und Handlungsoptionen für die Arbeit mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern formuliert.

**DIE VERANTWORTLICHEN VERWENDEN** im Text den allgemeinen Begriff „Aussiedlerinnen und Aussiedler“, ungeachtet der Tatsache, dass mit der gesetzlichen Än-

derung, die ab 1993 in Kraft trat, der Begriff „Spätaussiedler“<sup>1</sup> eingeführt wurde. Darüber hinaus wird in der vorliegenden Arbeit der Fokus auf die Aussiedlerinnen und Aussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion gelegt: Bereits 1996 stammten von allen Aussiedlerinnen und Aussiedlern 96,86% aus der ehemaligen Sowjetunion. Dieser Trend ist bis heute ungebrochen.

## I. Seelsorge mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern

**SELSORGE MIT AUSSIEDLERINNEN** und Aussiedlern findet statt in einer komplexen Situation. Von ihrem rechtlichen Status her deutsche Staatsbürgerinnen und Staatsbürger bringen so genannte „Russlanddeutsche“, insbesondere die Älteren, bewährte Traditionen mit, die Einheimische in der Bundesrepublik Deutschland häufig nicht einmal mehr aus ferner Erinnerung kennen. Jüngere dagegen sind überwiegend in einem Umfeld groß geworden, in dem diesen Traditionen die gleiche geringe Bedeutung zukam wie der deutschen Sprache – sie kommen mit zahlreichen Merkmalen nicht-deutscher Einwanderer. Die Interessen der Aussiedlerinnen und Aussiedler reichen dabei von der Rückkehr in die alte Heimat bis zum Aufbau einer neuen Existenz in gesicherten wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen. Auf Seiten der einheimischen

Bevölkerung führen diese nicht auf den ersten Blick zu durchschauenden Zusammenhänge zu Verunsicherung und häufig genug zu Abgrenzung, die wiederum den in der Regel integrationsbereiten Ausgesiedelten die Aufnahme erschwert.

**DIE KATHOLISCHE KIRCHE** versteht es deshalb als ihre Aufgabe, Aussiedlerinnen und Aussiedler zu unterstützen, und stellt personelle und strukturelle Hilfen zur Verfügung<sup>2</sup>. Sie bemüht sich weiter auf der Ebene der Diözesen, ihre diakonische Verpflichtung auch in den Gemeinden<sup>3</sup> vor Ort und in caritativen Einrichtungen wirksam werden zu lassen. Sie folgt damit ihrer christlichen Verantwortung für den Dienst am Nächsten und erfüllt darüber hinaus ihren missionarischen Auftrag, Christinnen und Christen zu gewinnen und neu zu beheimaten.

## I.1 Biblische und theologische Aspekte<sup>4</sup>

**IN INNERKIRCHLICHEN DISKUSSIONEN,** Kommissionen und Verlautbarungen haben Aussiedlerinnen und Aussiedler im Bezug auf zu bewältigende Problematiken in der Regel eine vergleichbare Stellung wie andere Gruppen von Ein- und Zuwanderern, etwa Asyl Suchende, Flüchtlinge aus Kriegs- und Krisengebieten oder Arbeitsmigrantinnen und -migranten<sup>5</sup>, die zu Recht Schutz durch die staatliche Autorität genießen.

Auswanderung aus der Heimat aufgrund von Not, der Erfahrung von Unterdrückung, Fremdheit und Heimatlosigkeit sowie die Befreiung in eine neue Zukunft hinein sind Grunddaten der Theologie im Volk Israel und bleiben gültige Erfahrungen in seiner Glaubensgeschichte. Die Geschichte Israels und die Erzählungen der Bibel weisen die ganze Bandbreite menschlicher Erfahrungen auf. Wanderung und Flucht gehören zum menschlichen Leben dazu und sind durchaus ambivalent. Wanderung als Lösung aus vertrauten Bindungen sowie Aufbruch zu neuen Zielen gehören zum Wachsen und Reifen des Menschen. Darin liegt die Chance, Erfahrungen zu machen, den Lebenshorizont zu weiten und neue Lebenswelten zu entdecken. Wanderung, gewaltsam er-

zwungen aufgrund menschenunwürdiger Lebensbedingungen, Vertreibung und Flucht bringen Einschränkung, Unsicherheit und Entwurzelung, sogar Lebensbedrohung mit sich und sind die negative Seite der Migration.

**IM ALTEN TESTAMENT** gibt es aufgrund der eigenen Erfahrungen Israels unter den Geboten Gottes wenige, die dem unbedingten Schutzgebot gegenüber Fremden und Flüchtlingen an Gewicht und Eindeutigkeit gleichkommen: „Einen Fremden sollst du nicht ausbeuten. Ihr wisst doch, wie es einem Fremden zumute ist; denn ihr selbst seid in Ägypten Fremde gewesen.“ (Ex 23,9) Israel kann sich in die Situation von Fremden hineinversetzen, darum ist von ihm zu erwarten, dass es mit Fremden so umgeht, wie es Recht ist und wie es Gott will. In der Selbstoffenbarung Gottes im 1. Gebot stellt er sein befreiendes Handeln vor: „Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben.“ (Ex 20,2.3) Dieses 1. Gebot macht die Befreiung von Sklaverei und Unterdrückung zum unvergesslichen und unablässbaren Attribut Gottes. Darum rücken Fremde und Menschen, die von Gleichgültigkeit, Missachtung, Verfolgung und Unterdrückung bedroht sind, in die Mitte der Schutzbestimmungen Gottes. „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch

wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott.“(Lev 19, 33f)

**DAS NEUE TESTAMENT** erhebt die Liebe zum Nächsten zum grenzüberwindenden Gebot. Im Gleichnis vom guten Samariter (Lk 10,25–27) wird deutlich, dass nicht nur derjenige, der einem selbst durch familiäre oder ethnische Bindungen nahe steht, geliebt werden und damit zu seinem Recht kommen soll. Vielmehr macht das umfassende Liebesgebot umgekehrt auch einen bisher fern stehenden Menschen zum Nächsten, verpflichtet zur Integration und hebt das Fremdsein auf: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚Einer‘ in Christus Jesus.“(Gal 3,28)

Besonders eindrücklich spiegelt die Apostelgeschichte im Pfingstbericht die Vision vom Reich Gottes wider, das alle nationalen Grenzen übersteigt (Apg 2,1–14). Weil Gott nicht auf die Person schaut, sondern Menschen aller Völker in sein Reich ruft (Apg 10,34f; Röm 2,10f; Gal 2,6), kann von der christlichen Gemeinde ein weltumspannender Antrieb ausgehen, der auch andere Teile der Gesellschaft erfasst und enges, national beschränktes Denken und Handeln auflöst. In der Szene des eschatologischen Gerichts in Mt 25,31–36 wird die Behandlung des Fremden und anderer Not leidender Menschen sogar zum entscheidenden Kriterium für das

Heil oder Unheil des Menschen.

**DIE JUNGE KIRCHE** kannte selbst die Erfahrungen von Flucht und Migration (vgl. z.B. die Verfolgung und Zerstreuung der Urgemeinde, Apg 8). Migrantinnen und Migranten und Flüchtlinge, die nach Phönizien, Zypern und Antiochien kamen, brachten dorthin die Frohe Botschaft von Jesus Christus. In Antiochien gingen sie auf die Griechen zu. Diese nahmen die neue Botschaft auf und verstanden sie im kulturellen und religiösen Kontext neu. Bei den Verantwortlichen in der christlichen Urgemeinde fanden derweil heftige Auseinandersetzungen um die Frage der Integration nicht-jüdischer Christinnen und Christen in die neue Glaubensgemeinschaft einerseits und die Inkulturation des neuen Glaubens in die Lebenswelt der heidnischen Bevölkerung statt (vgl. Apg 11 u. 15).

Den ersten Christen ist also – wie dem Volk Israel im Alten Testament – die konkrete Situation des Fremd- und Unterwegs-Seins bekannt. Darüber hinaus interpretiert Paulus die christliche Existenz auch theologisch als eine Existenz von Fremden, die fern der Heimat, das heißt fern der endgültigen Gemeinschaft mit Gott, unterwegs sind (2 Kor 5,6; ebenso 1 Petr 1,1 und 1 Petr 2,11).

Dass Existenz und Bestand des Lebens ihren Grund in Gott haben, ist also fundamentale biblische Aussage (vgl. auch Gen 1,26f). Gott schafft, will und erhält das Leben des Menschen als Ebenbild Gottes



# Fremde Deutsche

und gibt ihm damit eine unverwechselbare Würde.

**IN DER GEISTESGESCHICHTE** des Christentums und der Entwicklung des Abendlandes sind mit der Gottebenbildlichkeit die Würde des Menschen und seine Personalität verbunden. Das ist die Grundlage für alle ethischen Aussagen. Artikel 1, Abs. 1 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland steht in diesem großen Traditionszusammenhang, wenn es dort heißt: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Wie auch in der biblischen Urgeschichte ist das unbedingte Lebensrecht jedes einzelnen Menschen eine direkte Konsequenz aus seiner Gottebenbildlichkeit. Aufgrund seiner personalen Würde kommt dem Menschen auch ein Selbstbestimmungsrecht zu: Er darf zeigen, dass er selbst etwas sein kann und dass er selbst bestimmen kann, was ihm sein Leben lebenswert und fruchtbar macht. Darum hat auch keiner ein unbeschränktes und eigenmächtiges Recht über den anderen Menschen. Er findet seine Grenze an der Freiheit und am physischen Leben des anderen. Keiner hat das Recht, nach eigenen Vorstellungen dem anderen den Lebenswert abzusprechen, ja er hat sogar die Pflicht, ihn in der Verwirklichung eines menschenwürdigen Lebens zu unterstützen.

Aufbruch, Auswanderung, Migration, Flucht und Fremdheit sind auch in unserer Zeit keine vorübergehenden Phänomene,

sondern bleiben Grundgegebenheiten des Lebens in dieser Welt. Sie bedeuten für alle Betroffenen häufig einschneidende Erschwernisse und tief greifende Veränderungen. Migration bedeutet aber auch Begegnung mit anderen Menschen, mit anderen Sprachen und Kulturen. Sie bedeutet auch Erweiterung des Horizontes. Daraus erwachsen in einer über die aktuelle Situation hinaus weiter gefassten Perspektive neue Chancen für die persönliche Entfaltung wie auch für die gesellschaftliche – sowohl für die Migrantinnen und Migranten als auch für die Gesellschaften, Gruppen und Gemeinden, die sie aufnehmen.

**IN JESUS VON NAZARETH** ist Gottes Sorge um die Menschen sichtbar geworden. Als ethische Konsequenz für das Handeln soll sich diese umfassende Sorge um die Menschen in allen ihren Dimensionen – physisch, psychisch, sozial, politisch und religiös – in der Kirche fortsetzen (vgl. Mt 10,1–8). Menschen sollen leben können, gesund werden, zu sich selbst finden, sich selbst und andere annehmen und sich angenommen erfahren. Sie sollen unter menschengerechten gesellschaftlichen und politischen Bedingungen in Freiheit leben können, Raum haben für ihren Glauben und für die Hoffnung auf gelingendes Leben (vgl. Weltgericht Mt 25, 35–40). Auf die Frage, warum sich die Kirchen um Migrantinnen und Migranten sorgen, müssen Christinnen und Christen antworten: Weil ihnen das von ihrem Herrn aufgege-

ben ist und weil auch in diesen Menschen und ihren Nöten Gott selbst um diesen ihren Dienst bittet. Darum kennt dieser Auftrag keine nationalen und keine kulturellen, keine ethnischen und keine religiösen Grenzen. Darum nehmen sich die Kirchen der Fremden und Bedrängten an und treten als Anwältinnen und Verteidigerinnen ihrer Rechte auf. Die Kirchen wenden sich dabei in ihren Aussagen zum Umgang mit Migrantinnen und Migranten und Fremden zunächst an sich selbst und ihre Mitglieder. Sie stehen selbst vor der Herausforderung durch das Evangelium. Es ist verbürgter Bestandteil der überlieferten christlichen Lehre, dass der Beistand für Bedrängte Christenpflicht ist. Es ist ebenso Aufgabe der Kirchen, in der öffentlichen und politi-

schen Diskussion gegen die Benachteiligungen der verschiedenen Gruppen von Migrantinnen und Migranten oder die Infragestellung ihrer Rechtsansprüche und ihrer Würde das Wort zu ergreifen und dafür einzutreten. Zugleich ist es ihre Aufgabe, in der Öffentlichkeit auf eine sachliche und sachgemäße Behandlung der Fragen hinzuwirken und die ethischen Herausforderungen im Umgang mit Zuwanderung und Fremdheit deutlich zu machen.

Christinnen und Christen sind also aufgefordert, an der Verwirklichung solcher Bedingungen in ihrem eigenen Lebensbereich mitzuwirken und somit in ihrem Handeln, Beten und Feiern zugleich Zeugnis zu geben von ihrem Glauben an den befreienden Gott.

## 1.2 Lebenslagen und soziale Identität<sup>6</sup>

**AUSSIEDLERINNEN UND AUSSIEDLER** sind keine homogene Gruppe. Dies betrifft sowohl ihre soziale Zugehörigkeit, ihren beruflichen Status als auch den religiös-kulturellen Hintergrund. Gemeinsam ist ihnen die Verfolgungserfahrung der stalinistischen Ära und die Zwangsumsiedlung innerhalb der Staaten der ehemaligen Sowjetunion. Soziologisch gesehen waren die

Familien eine Gegenwelt zur herrschenden Ideologie, in der die Generationenbezüge, damit aber auch Rollenmuster, stark ausgeprägt waren. Frauen waren in erheblich höherem Maße berufstätig als Frauen in Deutschland, häufig auch in akademischen Berufen. Sie hatten dabei Berufstätigkeit und Hausfrauenrolle miteinander in Einklang zu bringen und waren prinzipiell stark familienorientiert.

**AUF DER EBENE** der Normen- und Wertevermittlung gegenüber Kindern und Jugendlichen trat schon in der UdSSR ein erheblicher Wandel in der Leitbildorientierung ein, der vor allem auch durch die

# Fremde Deutsche

schulische Sozialisation verstärkt wurde: Spielten bei den Großeltern und in bedingtem Maß bei den Eltern religiöse Orientierung weit über die „hohen Feiertage“ hinaus eine wichtige Rolle, so wirkt bis heute bei den meisten in der UdSSR aufgewachsenen Jugendlichen der Verlust sowohl der religiösen Orientierung als auch des Bewusstseins und der Praxis deutscher Kulturtraditionen nach.

Für viele Aussiedlerinnen und Aussiedler – zumindest der ersten Generation – liegen neben einer wirtschaftlichen oder politischen Motivation die Gründe für die Migration in ihrer Tradition als Ausgewanderte deutscher Abstammung, die zurück in das Heimatland kehren wollen. Allerdings legt sich – soziologisch betrachtet – die Zugehörigkeit zu einer Gruppe weniger über die Abstammung als über Merkmale wie Kultur, Sprache, Werte, Sitten und Gebräuche fest. Die geringe Übereinstimmung dieser Rahmenbedingungen in russlanddeutscher Tradition und deutscher Realität wird dabei zunächst zum Problem: Viele Aussiedlerinnen und Aussiedler beherrschen die deutsche Sprache nicht in ausreichendem Maß; auch die unterschiedlichen Werteorientierungen tragen zu einem Gefühl der gegenseitigen Fremdheit bei. Während die hiesigen Deutschen eher als individualistisch orientiert gelten, sind die Werthaltungen von Aussiedlerinnen und Aussiedlern als eher kollektivistisch, d.h. an der sich gegensei-

tig stützenden Gemeinschaft, an Familienorientierung und an Verbindlichkeit ausgerichtet. Dem korrespondiert ein starkes Nationalgefühl, das den hiesigen Deutschen in der Regel nicht mehr in dieser Form vertraut ist. Widersprüche zwischen den eher traditionalistischen und konformistischen Werten der Herkunftsgesellschaft und den freizügigeren, emanzipatorischen Werten und Normen einer individualistischen Aufnahmegesellschaft kommen sehr bald zum Tragen. Sozialisationsziele wie Selbstverwirklichung und Autonomie, Eigenständigkeit, Selbstverantwortung und Leistungsdenken geraten fast zwangsläufig in Konflikt mit Werten wie Einordnung, Pflicht und Gehorsam, familiäre Sicherheit und soziale Interdependenz. Aussiedlerinnen und Aussiedler unterscheiden sich jedoch häufig nicht nur aufgrund ihrer traditionellen Grundhaltung oder der stärkeren Familienorientierung von der Bevölkerung des Einwanderungslandes. Wegen kriegsbedingter Umsiedlung, politischer Diskriminierung im Herkunftsland und Auflösung des homogenen kulturellen Milieus bestehen häufig nicht mehr die Voraussetzungen, die Verbindungen zu ihren deutschen Wurzeln zu pflegen. Sie haben Ehen mit Angehörigen der Mehrheitskultur ihrer Herkunftsländer geschlossen und sich Identität und Lebensprinzip von dort zu eigen gemacht. Auch die Religionszugehörigkeit, mit der die ältere Generation der Aussiedlerinnen

und Aussiedler noch ihr „Deutschsein“ verband, verlor bis in die heutige Zeit gerade für die Jüngeren zunehmend an Bedeutung. Demnach ist für eine große Mehrheit der jugendlichen Aussiedlerinnen und Aussiedler die deutschstämmige Tradition vornehmlich auf Grund der familiären Herkunft und eines subjektiven Zugehörigkeitsgefühls zur Familie, weniger auf Grund rezipierter Werte und gelebter westlicher Kultur vermittelt. Dies blieb nicht ohne Auswirkungen auf deren ethnische Identität. Die ursprüngliche Herkunft aus Deutschland und das Gefühl, Deutsche zu sein, hat für die junge Generation der Aussiedlerinnen und Aussiedler eine entscheidend geringere Bedeutung, als dies bei ihren Großeltern der Fall war. Jugentliche Aussiedlerinnen und Aussiedler verbinden mit dem „Deutschsein“ am ehesten noch ihre geschichtliche Abstammung, kaum aber ihre christliche Herkunft.

Diese Tatsache steht in enger Verbindung mit den Gründen und der Motivation für die Aussiedlung. Diejenige Gruppe der Aussiedlerinnen und Aussiedler, die vor und zu Beginn der 90er Jahre nach Deutschland einwanderte, hatte zum Ziel, in ihre deutsche Heimat zurückzukehren. Ökonomische Gründe waren in der Regel zweitrangig. Gerade diese Gruppe von Aussiedlerinnen und Aussiedlern zeigte sich besonders enttäuscht, als sie erleben musste, dass die Bevölkerung in Deutschland sie nicht als

gleichberechtigte Deutsche, sondern als „Russinnen und Russen“ wahrnahm.

**IN DEN FOLGENDEN** Jahren veränderte sich die gesellschaftliche Situation. Aussiedlerinnen und Aussiedler sahen in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion selbst keine Entwicklungsmöglichkeiten mehr und erhofften sich von einer Übersiedlung nach Deutschland vor allem eine Verbesserung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen. Eine auch in Deutschland veränderte gesellschaftliche und wirtschaftliche Situation erschwerte allerdings sowohl die Verwirklichung dieser Ziele als auch ein Klima willkommener Aufnahme. Diese Situation beeinträchtigte insbesondere die Entwicklungsmöglichkeiten der jugendlichen Aussiedlerinnen und Aussiedler.

In diesem Klima machen sich kulturelle und gesellschaftliche Unterschiede besonders bemerkbar: Aussiedlerinnen und Aussiedler müssen sich auf ein System einstellen, das sehr viel komplexer als im Herkunftsland ist. Sprachkenntnisse, Leistungsdruck, Wettbewerb, hohe Qualitätsanforderungen, Konkurrenz und der Zwang zur Eigeninitiative und Selbstvermarktung stellen Anforderungen dar, auf die viele nicht vorbereitet sind. Bestehende Qualifikationsnachweise werden von deutschen Institutionen häufig nicht anerkannt, Beschäftigung in unterbezahlten Berufen, erneute Ausbildung oder Arbeitslosigkeit sind oft die Folgen. Damit können

nicht nur die beruflichen Perspektiven, sondern auch die soziale Stabilität der eigenen Lebensbezüge ins Wanken geraten: Soziale Kontakte zur ansässigen deutschen Bevölkerung werden aufgrund des geringer gewordenen sozialen Status, mangelnder Verständigungsmöglichkeiten und einem nicht zu unterschätzenden Maß an Vorurteilen auf beiden Seiten erschwert. Unsicherheiten und fehlende interkulturelle Kompetenz behindern enge Kontakte zwischen ansässiger Bevölkerung und Aussiedlerinnen und Aussiedlern. Hilfe scheint dann der Rückzug in vertraute Werte und Lebenszusammenhänge bei ebenfalls ausgesiedelten Verwandten und Landsleuten zu bieten. Das deutsche Wohnortzuweisungsgesetz will dem zwar strukturell entgegenwirken und eine Ghettobildung verhindern, allerdings um den Preis des Verlustes von sozialem Zusammenhalt untereinander in einer als ablehnend wahrgenommenen Umwelt. Dieser Sachverhalt wiegt umso schwerer, wenn besonders in der ersten Zeit des Zuzugs die mangelnden Sprachkenntnisse eine Kontaktaufnahme zur einheimischen Nachbarschaft erschweren. In dieser schwierigen Situation stellt ein gutes intaktes Familienklima für die Aussiedlerinnen und Aussiedler eine wichtige emotionale und soziale Ressource dar. Sie kann wesentlich dazu beitragen, die neue Lebenssituation zu meistern.

Allerdings ist auch die innerfamiliäre

Situation nicht notgedrungen konfliktfrei: Der Kulturkonflikt verschärft häufig innerfamiliäre Differenzen zwischen der jüngeren und der älteren Generation. Diese „Kluft zwischen den Generationen“ rührt nicht zuletzt her von der durch den Kulturwechsel in Frage gestellten traditionellen patriarchalen Familienstruktur und der autoritären Erziehungspraxis. Hinzu kommt, dass die Werte und Normen der Eltern und der von ihnen repräsentierten Heimatkultur in der Aufnahmegesellschaft nur bedingt brauchbar sind und dadurch für die Folgegeneration mehr und mehr an Bedeutung verlieren. Die Orientierung an den Werten und Normen der Aufnahmegesellschaft dagegen nimmt zu. Wo sich auf der einen Seite neue Identitäts- und Identifikationsmuster entwickeln, finden auf der anderen Seite Entfremdungsprozesse zwischen Eltern und Kindern statt, verbunden mit dem Verlust der Familienbindung, wie er bereits aus Migrantenfamilien anderer Herkunftsländer bekannt ist. Infolgedessen fühlen sich die Eltern mit der Erziehung ihrer Kinder sowie in der Unterstützung ihrer Lebensplanung überfordert.

**VON ENTSCHEIDENDER BEDEUTUNG** für eine Integration sind gute Deutschkenntnisse – möglichst schon im Kleinkindalter. Sie sind eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Eingliederung in Schule, Ausbildung und Beruf, aber auch für die gesamte Organisation des Lebens-

umfeldes, etwa im Umgang mit Behörden oder Beratungsstellen, und die Kontakte in der Nachbarschaft. Diese wurden aber staatlicherseits in der Vergangenheit wenig forciert mit der Folge, dass Aussiedlerinnen und Aussiedler sich auch in die deutsche Sprache schlecht einfanden und das Russische die Umgangssprache blieb. Diese Tatsache provoziert auf der Seite der einheimischen Bevölkerung häufig den Eindruck der Fremdheit und der gewollten Abgrenzung und somit die Einschätzung der Aussiedlerinnen und Aussiedler als „Russinnen und Russen“, nicht als „Deutsche“. Dadurch verstärkt sich bei den Aussiedlerinnen und Aussiedlern jedoch das Gefühl, isoliert, fremd und unerwünscht zu sein.

Mit der Beherrschung der deutschen Sprache tragen gute Bildung und Ausbildung entscheidend zur Identitätsentwicklung und zur gesellschaftlichen Integration von Familien ausländischer Herkunft bei und ermöglichen den Zugang zu Schlüsselqualifikationen, beruflichen Positionen und kulturellen Systemen. Die Entwicklung eines positiven Selbstkonzepts und interkultureller Kompetenz in einer noch fremden Gesellschaft korrespondiert mit der Fähigkeit, sich in einer fremden Kultur zurechtzufinden und sie ins eigene Lebenskonzept zu integrieren. Eine qualifizierte Schullaufbahn mit erfolgreichem Abschluss und eine abgeschlossene Berufsausbildung sind ent-

scheidende Voraussetzungen für eine erfolgreiche Platzierung in den sozialen Strukturen der deutschen Gesellschaft. Dabei sind die Bildungserfolge von Aussiedlerkindern – wie bei einheimischen Kindern auch – abhängig vom sozialen Status und den materiellen, kulturellen und sozialen Ressourcen, die den Familien zur Verfügung stehen. Deutsche Bildungseinrichtungen sind allerdings schlecht auf erhöhte Anforderungen bei Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund vorbereitet. Damit geht die Schere zwischen denen, die aufgrund der Rahmenbedingungen im Elternhaus gute Leistungen erbringen können, und denjenigen, die solche Voraussetzungen einerseits zu Hause nicht vorfinden und andererseits individuelle Förderung in der Schule nicht in ausreichendem Maß erhalten, immer weiter auseinander.<sup>7</sup> Darüber hinaus bestehen in deutschen Schulen kaum genügend institutionalisierte Möglichkeiten, Diskriminierungserfahrungen aufzuarbeiten und somit wenigstens in der Schule integrative und interkulturelle Erfahrungen zu fördern.

**EINE WEITERE PROBLEMATIK** zeigt das Feld von Ausbildung und Beruf: Aussiedlerinnen und Aussiedler haben ihre Berufsausbildung und berufliche Praxis in Wirtschaftssystemen erworben, deren Qualifikationsnachweise in Deutschland nicht oder nur mit einer Zusatzqualifikation anerkannt werden. Von dieser Situ-

# Fremde Deutsche

ation besonders betroffen sind vor allen Dingen Akademikerinnen und Akademiker. Oft eröffnet nur eine berufliche Neuorientierung durch Umschulungsmaßnahmen oder die Annahme von beruflichen Tätigkeiten weit unter dem ursprünglichen Qualifikationsniveau die Möglichkeit, einen Arbeitsplatz zu erhalten. In vielen Fällen ist der Umzug nach Deutschland deswegen mit einer sozialen Degradierung verbunden. Das höchste Arbeitsmarktrisiko tragen Frauen.

Schwierigkeiten wie die oben beschriebenen und etliche weitere wie der Umgang mit Behörden, Verwaltungen, Einrichtungen stellen Aussiedlerinnen und Aussiedler vor die Aufgabe, sich innerhalb kurzer Zeit völlig neu und möglichst umfassend zu orientieren. Damit verbunden ist die Notwendigkeit zur Weiterentwicklung der eigenen Identität im Ausgleich zwischen mitgebrachter Tradition, Wünschen und erfahrener Alltagswelt in der neuen Umgebung. Diese identitätskritische Lebenslage muss nicht zwangsläufig als krisenhaft erlebt werden, wenn gesellschaftliche und persönliche Rahmenbedingungen die Möglichkeit eröffnen, einerseits die eigenen Erwartungen und Hoffnungen an eine neue Realität anzugleichen und andererseits mit den eigenen Besonderheiten dennoch akzeptiert zu sein. Gemeinschaftsgefühl und Solidarität einer Gesellschaft beruhen auf zumindest angestrebten Gemeinsamkeiten

der Menschen. Wo solche Gemeinsamkeiten jedoch fehlen und stattdessen die Fremdheit und Andersartigkeit der Anderen betont wird, werden auch Gemeinschaft und sozialer Kontakt nicht gesucht. Dieses Vermittlungsproblem ist auch in unseren Kirchen und Pfarrgemeinden noch nicht zufrieden stellend gelöst. „Familienhilfe ist hier die beste Seelsorge. Mitzuwirken an sozialer und kultureller Beteiligung der Migranten stabilisiert zunehmend fragiler werdende familiäre Strukturen. Genauso dringlich ist die Begleitung und Betreuung von Kindern und Jugendlichen nicht im Sinne des Abwartens, sondern des Auf-sie-Zugehens.“<sup>48</sup>

## 1.3 Kirchliche Beheimatung

**AUS DEM BLICKWINKEL** der Seelsorge bildet einen besonderen Aspekt der sozialen Beheimatung die kirchliche Beheimatung von Aussiedlerinnen und Aussiedlern. Zu betrachten sind hier die religiösen Lebenslagen, Befindlichkeiten und Traditionen sowohl im Herkunfts- als auch im Aufnahmeland.

Auf Grund der jahrzehntelangen Unterdrückung von Religion und Kirche in der ehemaligen Sowjetunion wurden auch die kirchlichen Strukturen der russlanddeutschen Gemeinden aller Konfessionen zerschlagen und das Bestreben nach kultureller Selbstständigkeit unterbunden. Die religiöse Praxis reduzierte sich nach dem Verbot der Kirchen auf den privaten Bereich. So traf man sich bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts nur illegal in Hauskreisen oder das Glaubensleben wurde auf die Familie oder die private Glaubenshaltung beschränkt.<sup>9-10</sup> Die Zahl derjenigen, die trotz widriger Umstände ihren Glauben praktizierten, reduzierte sich daher auf einen kleinen Kreis, der den Repressionen des sowjetischen Systems widerstand. Für diese religiös gebundene Minderheit der Russlanddeutschen besteht auch heute noch ein enger Zusammenhang zwischen ihrer ethnischen Identität als Deutsche und ihrem religiösen

Bekenntnis.<sup>11</sup> Dies gilt in besonderer Weise für Aussiedlerinnen und Aussiedler mit religiös-freikirchlichem Hintergrund, die auch heute noch fest in ihre familiären oder ihre gemeindlichen Strukturen eingebunden sind. Dieser Sachverhalt zeigt noch einmal deutlich, dass Religion zentraler Bestandteil der Persönlichkeit und damit häufig zugleich Bestandteil der Identität als Deutsche (ethno-religiöse Identität) ist.<sup>12</sup> Bei aller notgedrungenen Beschränkung des Glaubens auf die Privatsphäre wurde dennoch größter Wert auf die Konfession gelegt, insbesondere bei den Älteren.<sup>13</sup> Somit bildeten persönlicher Glaube, Konfessionszugehörigkeit und die Tradition als Deutsche eine unauflösbare Einheit, die es zumindest bei der Großelterngeneration, in nachlassender Weise auch bei der Elterngeneration, noch zu bewahren galt und die sich z.B. an der besonderen Gestaltung christlicher Hochfeste wie Ostern und insbesondere Weihnachten festmachte. Die Großeltern übernahmen dabei die Vermittlerrolle. Die Bewahrung dieser Einheit und die Aussicht, sie repressionsfrei praktizieren zu können, stellte eine hohe Motivation für die Aussiedlung dar, die die Menschen auf sich nahmen mit dem Ziel, sowohl die eigene deutsche Kultur bewahren als auch den eigenen Glauben konfessionsgebunden leben zu können.

**ALLERDINGS GIBT ES** offensichtlich gravierende Traditionsabbrüche schon zur



# Fremde Deutsche

Elterngeneration, noch mehr zur jüngeren Generation. „Schätzungen Mitte der achtziger Jahre gingen davon aus, dass etwa 400.000 bis 500.000 der in der Sowjetunion lebenden Deutschstämmigen als ‚Gläubige‘ zu bezeichnen sind. Deren Alter wird als recht hoch angesetzt und deckt sich mit Beobachtungen, die in der Generation von (heute) 20- bis 50-Jährigen kaum religiöse Vorbildung diagnostiziert – korrespondierend mit mangelnden oder fehlenden Deutschkenntnissen.“<sup>14</sup> Die Mehrheit der Aussiedlerinnen und Aussiedler im jugendlichen und mittleren Alter wurde also nicht mehr religiös erzogen. Auch wenn seit 1990 die Glaubensgemeinschaften z.B. in Russland wieder offiziell zugelassen sind, finden sie keine staatliche Unterstützung und übernehmen im öffentlichen Leben nur wenige Aufgaben. Religionsunterricht an öffentlichen Schulen ist zwar gestattet, wird aber sehr unterschiedlich und nicht immer qualifiziert durchgeführt. Hier in den westlichen Gesellschaftsstrukturen treffen Menschen ohne religiöse Verwurzelung auf vielfältige Möglichkeiten und Angebote und die Entscheidungen fallen in den allermeisten Fällen – wie bei vielen anderen Menschen in Deutschland auch – nicht zugunsten der großen Kirchen aus. Konfessionsunabhängig beschränkt sich die Glaubenspraxis – wenn überhaupt – auf den Besuch der hl. Messe an hohen Feiertagen. Beheimatung macht sich nicht fest an eigener reli-

giöser Überzeugung und Tradition, sondern am Grad der Einbindung in das Lebensumfeld und an den persönlichen Beziehungen und Kontakten.<sup>15</sup> In diesem Geflecht können Religion und Glaube ein mehr oder minder gewichtiger Mosaikstein sein. In der Untersuchung von M. Wadenpohl berichtet eine junge Frau: „Und irgendwie, komischerweise, bin ich in der orthodoxen Kirche gelandet. Nicht in der katholischen, nicht in der evangelischen, sondern in der orthodoxen. Frag nicht, wie. Das heißt nicht, dass ich da geblieben wäre. Aber es war eine, wo ich zweimal mit Vater zur Messe gegangen bin. Zu Weihnachten gehe ich, wenn ich gehe, freiwillig in die evangelische Kirche, weil meine Freunde da sind. In der katholischen Kirche war ich noch nicht mal innen drin, daran gehe ich immer vorbei ...“<sup>16</sup>

Diese Aussage dokumentiert die Gleich-Gültigkeit christlicher Angebote für eine große Zahl von Aussiedlerinnen und Aussiedler – wenn sie überhaupt bemerkt und wahrgenommen werden.

Wenn dennoch eine konfessionelle Nähe besteht, spielt häufig die Unmöglichkeit, sich über kirchliche und religiöse Fragen angemessen verständigen zu können, eine bedeutende Rolle. Neben der sprachlichen Problematik liegt die Schwierigkeit schlicht und einfach darin, dass Aussiedlerinnen und Aussiedler beispielsweise hierzulande gebräuchliche liturgische, sakramentale oder pastorale

Zeichen, Symbole und Vorgänge als solche nicht oder nur unzureichend kennen und deuten und sie sich über verbale Erklärungen zunächst auch nicht erschließen können. Erst ein Einlassen angestammter Gemeindemitglieder, Pfarrer oder anderer Verantwortlicher auf deren Lebenszusammenhänge, das Erzählen und dann Deuten eröffnet einen Weg der Verständigung und zum Entdecken von Gemeinsamkeiten und damit den Beginn der Integration in die Glaubensgemeinschaft.

Allerdings finden die inzwischen vielfältigen Bemühungen der Kirchen um Einbindung insbesondere bei Kindern und Jugendlichen Resonanz und werden als Hilfen aufgegriffen. Dabei müssen sich die Verantwortlichen in den Kirchen der Tatsache bewusst sein, dass die Akzeptanz und Wahrnehmung von Angeboten zunächst primär der Maxime zur Verbesserung des eigenen Lebensumfeldes (Kontakte, Kompetenzen, Chancen) folgt. Aussiedlerinnen und Aussiedler – nicht nur junge – suchen und brauchen also auch unter seelsorgerischen Aspekten in erster Linie Unterstützung zur Lebensbewältigung. Hier können die Pfarrgemeinden als solidarische Gemeinschaften unterstützen und mit ihren Angeboten, Gemeindefesten, Versammlungen, liturgischen Feiern, insbesondere aber auch persönlicher Begegnung einen wichtigen Rahmen bieten. Darüber hinaus ist fachliche Hilfe für die Bewältigung vielschichtiger Alltags-

probleme notwendig, die nur von entsprechenden Stellen, z.B. Caritas, gewährleistet werden kann. Diese Schaffung von „sozialer Heimat“ sollte dann Möglichkeiten eröffnen, am kirchlichen Leben der Gemeinde teilzuhaben, aber auch eigene Glaubenstraditionen und -erfahrungen einzubringen.

**FAST ALLE AUSSIEDLERINNEN** und Aussiedler gaben zu Beginn der neunziger Jahre an, getauft zu sein.<sup>17</sup> Zu diesem Zeitpunkt kam die überwiegende Mehrheit aus dem katholisch geprägten Polen. Betrug der Anteil der aus Polen stammenden Aussiedlerinnen und Aussiedler im Jahr 1989 noch 66,4 %, so reduzierte er sich in den Folgejahren drastisch und liegt seit 1995 unter 1%. Seit 1997 liegt der Anteil konstant zwischen 0,4% und 0,6%.<sup>18</sup>

Bereits 1996 stammten von allen Aussiedlerinnen und Aussiedlern 96,86% aus der ehemaligen Sowjetunion<sup>19</sup>, in den letzten Jahren erhöhte sich ihr Anteil weiter und lag bundesweit im Jahr 2002 bei 99,09%<sup>20</sup>, sodass von einem fast ausschließlichen Zuzug von Aussiedlerinnen und Aussiedlern aus Gebieten der ehemaligen UdSSR gesprochen werden kann.

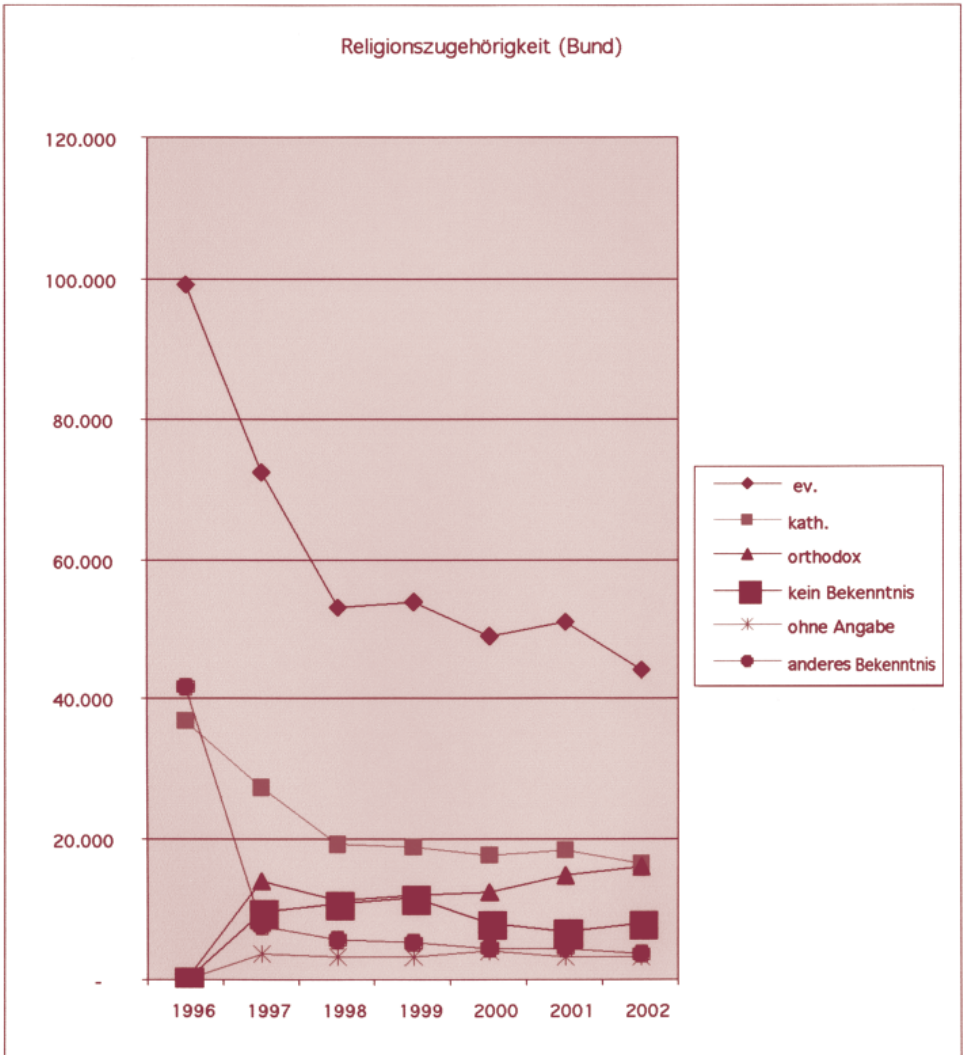
Der Anteil der Christinnen und Christen ging dabei stetig zurück: Waren 1996 noch 55,76% evangelisch, 20,74% römisch-katholisch und 23,49% anderen Bekenntnisses<sup>21</sup>, so fielen die Zahlen der evangelischen Christinnen und Christen im Jahr

# Fremde Deutsche

2002 bundesweit auf 45,3%, die der römisch-katholischen Christinnen und Christen auf 17,86% und die anderer Bekenntnisse auf 3,96%. Im Land Niedersachsen und damit im Bistum Hildesheim

ist die Situation vergleichbar.<sup>22</sup>

Besonders markant sind die Zahlen der orthodoxen Gläubigen: Aussiedlerinnen und Aussiedler orthodoxen Glaubens wurden vom Bundesverwaltungsamt erst-



malig 1997 gesondert erfasst, ihr Anteil betrug bundesweit 10,53%<sup>23</sup>. Bekannten sich zu Beginn der neunziger Jahre nur 3% zum orthodoxen Glauben<sup>24</sup>, so waren es im Jahr 2002 mit 17,6% fast sechsmal so viele<sup>25</sup>. Dieser Wandel ist vermutlich zurückzuführen auf den fast ausschließlichen Zuzug von Aussiedlerinnen und Aussiedlern aus den Gebieten der ehemaligen UdSSR und deren Rückbesinnung auf orthodoxe Traditionen, während der Zuzug von (katholischen) Aussiedlerinnen und Aussiedlern aus Polen faktisch zum Erliegen kam.

**EINE GENERELLE HERAUSFORDERUNG** für die Pastoral stellen missionierende Sekten oder freikirchliche Gruppierungen dar, die auch auf Aussiedlerinnen und Aussiedler katholischen, evangelischen oder orthodoxen Glaubens zugehen. Sie stoßen immer wieder auf Zuspruch, weil sie zeitnah und punktgenau auf die Bedürfnisse zugeschnittene Angebote machen. Diese sind durch intensive Kontakte sogar in die Herkunftsländer häufig schon vor der Ausreise von Aussiedlerinnen und Aussiedlern langfristig geplant und vorbereitet, sodass von der Vorbereitung der Ausreise bis zur Ankunft und Unterbringung in Deutschland eine lückenlose Begleitung besteht, die individuelle Absicherung, gemeinschaftlichen Halt und persönliche Entlastung im Übergang von der alten zur neuen Heimat verspricht. Aus Sicht der für die Seelsorge Verantwortlichen jedoch

sind diese Aktivitäten kontraproduktiv: Die Sekten versuchen, ihre Mitglieder eng an sich zu binden und schaffen damit Abgrenzung und Isolation gegenüber dem weiteren sozialen Umfeld sowie Abhängigkeiten von der eigenen Gruppe. Das wiederum erschwert oder verhindert sogar die Integration in den Stadtteil, weil die mitgebrachten traditionellen und sozialen Prägungen eher verfestigt statt weiterentwickelt werden.

Mitglieder solcher Gruppen sind meistens besser informiert über Neuankommende und gehen offensiver auf diese zu als Mitglieder katholischer Kirchengemeinden. Sie sind finanziell so gut ausgestattet, dass schnell unbürokratische Hilfe mit persönlichem, direktem Kontakt verbunden werden kann. Diese Hilfe wird – trotz der damit einhergehenden Vereinbarung und nachfolgenden Unmöglichkeit, wieder aussteigen zu können – häufig als individuell hilfreich erfahren, daher gerne angenommen und wirkt in diese Gemeinschaft integrierend. Katholische Projekte und Kirchengemeinden können dem trotz ihres Anspruchs und guten Willens häufig nur sehr partiell etwas entgegensetzen.

**EINE VERLANGSAMUNG DES** Mitgliederschwunds in den bestehenden katholischen Gemeinden des Bistums und eine Erneuerung von Religiosität und Spiritualität durch den Zuzug und die mitgebrachten Glaubenserfahrungen von Aus-

# Fremde Deutsche

siedlerinnen und Aussiedlern, wie sie manchmal erhofft worden ist, ist nach den vorangegangenen Ausführungen wenig wahrscheinlich. Aussiedlerinnen und Aussiedler stellen fest, dass ihre Glaubenspraxis sich selbst innerhalb einer Konfession manchmal deutlich unterscheidet, zugleich aber das Angebot in einer pluralen Gesellschaft vielfältig ist. Die Auswahl erfolgt individuell.

Zwar existieren im Bistum inzwischen Pfarreien, in denen die Aussiedlerinnen und Aussiedler im Sonntagsgottesdienst die überwiegende Mehrheit stellen. Allerdings ist festzustellen, dass die einheimischen Gemeindemitglieder häufig die Leitungs- und Organisationsfunktionen besetzen. Die Gefahr der Fortschreibung bisheriger Strukturen anstelle des gemeinsamen Wandels ist hoch.

Die Kirchengemeinden stehen in Deutschland selbst im Umbruch. Praktisch alle Bistümer befinden sich in einer Phase der Umstrukturierung und in Überlegungen, wie die Gemeinde der Zukunft bestehen kann angesichts des Rückgangs der Zahlen der Gläubigen, des Priestermangels, der Geldsorgen und neuer pastoraler Herausforderungen – von denen die Integration von Aussiedlerinnen und Aussiedlern bzw. Migrantinnen und Migranten eine unter vielen ist. Gelingende Integration hieße hier gemeinsame Weiterentwicklung von unterschiedlichen Glaubens-traditionen in der (Teil-)Gemeinde unter

Einbeziehung aller vorhandenen Gaben und Kompetenzen. Damit wird die Integrationsaufgabe Teil einer Neubestimmung der Gemeindepastoral, die zum einen die Situation vor Ort neu bewerten und zum anderen die praktischen Lösungsansätze neu gestalten muss, insbesondere was die Eigenleistung in den Gemeinden, den Einsatz vielfältiger Kompetenzen und die Eigenverantwortung der Gemeinden selbst betrifft. So gesehen finden nicht nur Aussiedlerinnen und Aussiedler eine neue kirchliche Heimat, sondern auch die Christinnen und Christen in den bestehenden Gemeinden befinden sich in einem tief greifenden Wandlungsprozess. Die Notwendigkeit der Integration könnte damit zur Chance der erneuernden Weiterentwicklung für alle Beteiligten werden.

## II. Zum Begriff „Integration“

**DER BEGRIFF „INTEGRATION“** wird auf vielfältige Weise gebraucht und impliziert die unterschiedlichsten Bedeutungen und Absichten. Vermutlich rührt die Schwierigkeit einer klaren Bestimmung des Integrationsbegriffs auch daher, dass dieser belegt ist mit der Vorstellung einer harmonischen, widerspruchsfreien Einbindung (oder gar Einverleibung) von Einzelpersonen oder Subsystemen in ein größeres Ganzes. Solche Vorstellungen mögen geprägt sein vom Hang zur Vereinfachung komplexer Sachverhalte, von der Abneigung, sich mit Problemen beschäftigen zu müssen, die – in diesem Falle im wahrsten Sinne des Wortes – „von außen“ kommen, oder schlicht von der Angst vor Fremdem<sup>26</sup>.

Im Laufe der Entwicklung von Soziologie und Migrationsforschung wurden verschiedene Vorschläge und Modelle entwickelt, die das Verhältnis von Zugewanderten und bereits ansässiger Bevölkerung beschreiben sollen. Je nach Stand der Forschung und erkenntnisleitendem Interesse der Autoren führten die Theorien und inhaltlichen Beschreibungen dessen, was Integration sein kann, nicht nur zu entsprechenden Modellen, sondern auch zu deren politischer Durch- und gesellschaftlicher Umsetzung – nicht immer zum gemeinsamen Nutzen beider Seiten.

Die Frage der Aufnahme von Migrantinnen und Migranten, deren Gelingen oder Scheitern, spielt für alle Beteiligten immer eine wesentliche Rolle für das Zusammenleben. Im Allgemeinen wird mit dem Begriff „Integration“ jedoch der einseitig betrachtete Prozess der Eingliederung Fremder in die Aufnahmegesellschaft belegt. Selten aber verstehen alle unter „Integration“ das Gleiche. Es gilt daher, sich darüber bewusst zu werden, aus welcher Perspektive Integration erfolgt. Dabei wird zum einen deutlich, dass Integration eben nicht nur eindimensional aus der Sicht der Aufnahmegesellschaft erfolgen kann. Zum anderen zeigt sich, dass gewisse zugeschriebene Statusbezeichnungen wie „Russlanddeutsche“, „russischer Aussiedler“, „Ausländer“, „Migrantin“ etc. genauso wie „Deutsche“, „Niedersachse“, „Fußballspieler“, „Lehrerin“ oder „Katholik“ neben vielen anderen Komponenten und Kompetenzen nur einen Bruchteil der persönlichen Identität eines Menschen ausmachen. Wenn aber Integration den ganzen Menschen meint und nicht nur die Nivellierung des nach außen wahrnehmbaren Unterschiedes zu der Gruppe, die diese Unterschiede definiert, dann müssen weitere Dimensionen in den Blick genommen werden, die möglicherweise widersprüchlich und nicht

ohne weiteres auflösbar sind. Um des Zieles der Stärkung der je eigenen persönlichen Identität willen müssen solche Differenzen akzeptiert und ausgehalten werden.

## **MODERNE SOZIALSTRUKTURELLE**

Integrationskonzepte gehen aus von der Teilhabe von Migrantinnen und Migranten an der Statusstruktur der aufnehmenden Gesellschaft, wobei Integration nicht nur als eine eigene, individuelle Anpassungsleistung der Migrantinnen und Migranten, sondern ebenso als Öffnung der Aufnahmegesellschaft zu gleichberechtigtem Zugang zu Bildung, Arbeitsplätzen, politischer Teilhabe, Schaffung individueller Entfaltungsmöglichkeiten usw. angesehen wird.

Eine so verstandene Ausrichtung grenzt sich somit ab vom klassischen Assimilierungs- oder Absorptionskonzept<sup>27</sup>, das etwas zu beschreiben sucht, was es selbst bisher nicht erreichen konnte: die „Integration“ von Migrantinnen und Migranten im Sinne einer Homogenisierung. Ein solcher „Ansatz profiliert vermeintliche Defizite auf Seiten seiner Klienten und stilisiert diese zu Objekten einer professionellen Modellierung, und zwar so lange, bis die von der (deutschen) Mehrheit definierten Probleme der Migranten beseitigt sind. Diese auf Assimilation und Anpassung gerichtete Zielperspektive verstellt uns manchmal den Blick für die prinzipiellen Eingliederungshindernisse, die nicht

in der Verantwortung der Einzugliedern ließen. Die generelle Erwartung an eine rasche und möglichst reibungslose Integration gilt für die nach Deutschland eingewanderten Spätaussiedler vielleicht insofern in besonderer Weise, als diese die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, zumindest zum Teil bei ihrer Einreise die deutsche Sprache sprechen und vielleicht auch deshalb, weil sie aufgrund staatlicher Unterstützungsleistungen als Konkurrenten um materielle Ressourcen gelten.“<sup>28</sup>

**NACH WIE VOR BEDEUTSAM** sind unter dem Aspekt der Systemintegration, also des Zurechtfindens der Zugewanderten im System des Aufnahmelandes, allgemeine Anpassungsleistungen wie Erlernen der Landessprache, Kenntnis landespolitischer und landeskundlicher Gegebenheiten sowie die Auseinandersetzung (nicht Übernahme!) mit Werten, Normen, Sitten und Gebräuchen. In jüngerer Zeit werden die ohnehin schon schwierigen systemintegrierenden Anstrengungen noch komplizierter dadurch, dass zunehmend gemischt-nationale Familien aussiedeln, die „nur noch geringe bis keine Deutschkenntnisse mitbringen“, die geprägt sind „durch ein deutlich anderes sozio-kulturelles Lebensumfeld (zum Beispiel in Russland oder Kasachstan)“ und die „möglicherweise weiter von hiesigen Normen, Werten und kulturellen Entwicklungen entfernt (sind), als dies bei anderen Aussiedlergruppen der Fall war.“<sup>29</sup>

**AUF DER FOLIE** der Systemintegration wird die „Frage gelingender und misslingender Migrationsprozesse ... häufig unter dem funktionalen Aspekt einer möglichst reibungslosen Einfügung in hiesige Verhältnisse betrachtet. Anders ausgedrückt: Nicht die Probleme, die (...) Aussiedler haben, sondern die Schwierigkeiten, die sie verursachen, stehen meist im Zentrum der Debatten. Häufig werden die psychischen Belastungen und Krisen, die mit einer Migration für die Betroffenen selbst einhergehen, dabei unterschätzt. Migration ist ein sich über verschiedene Phasen hinweg entwickelnder Prozess, der erhebliche psychische Erschütterungen hervorrufen kann.“<sup>30</sup> „Die Migration stellt eine Veränderung von solchem Ausmaß dar, dass die Identität dabei nicht nur hervorgehoben, sondern auch gefährdet wird. Der massive Verlust erfasst die bedeutendsten und wertvollsten Objekte: Menschen, Dinge, Orte, Sprache, Kultur, Gebräuche, Klima, manchmal den Beruf, gesellschaftliche bzw. ökonomische Stellung usw.. An jedem dieser Objekte haften Erinnerungen und intensive Gefühle. Mit dem Verlust dieser Objekte sind die Beziehungen zu ihnen und manche Anteile des eigenen Selbst ebenfalls vom Verlust bedroht.“<sup>31</sup>

Dennoch gilt für etwa drei Viertel der jugendlichen Aussiedlerinnen und Aussiedler, „dass sie trotz anfänglicher Schwierigkeiten mit der Schule und der

emotionalen Befindlichkeit nach ungefähr vier in Deutschland verbrachten Jahren keine wesentlichen Probleme mehr haben. Vergleicht man die Gruppe der nach einigen Jahren gut integrierten jungen Aussiedlerinnen und Aussiedler mit denen, die Probleme zeigten, ... (kommt man) ... zu dem Ergebnis, dass es Unterschiede hinsichtlich des Ausgangsrisikos für misslingende Integration gab: Besondere Risikobelastungen wiesen Jungen und Mädchen auf, die nur ungern nach Deutschland gekommen waren, denen die Kontaktaufnahme zu den Einheimischen nicht gelang, deren Familien ihnen keinen genügenden Rückhalt vermitteln konnten, weil die Eltern selbst unter depressiven Verstimmungen litten oder sich miteinander nicht verstanden, und Jugendliche, die die deutsche Sprache nicht beherrschten. Wenn mehrere dieser Risiken zusammenkamen ..., dann verbesserten sich die Schulleistungen nicht und die jungen Aussiedlerinnen und Aussiedler litten unter depressiven Stimmungen, beides bekannte Vorläufer von anderen auffälligen Verhaltensweisen wie Kriminalität.“<sup>32</sup>

Es zeigt sich also, dass nicht alle jungen Menschen aufgrund ihres Status als Aussiedlerinnen und Aussiedler mit der Zeit immer mehr gefährdet sind, in soziale Schwierigkeiten geraten oder sich in Resignation und Frustration verlieren. Eher das Gegenteil ist der Fall: Viele schaffen es, nach einer Übergangszeit von eini-



gen Jahren festen Boden unter die Füße zu bekommen. Diese Erkenntnis ist von großer Bedeutung: Sie belegt, dass Eingliederungschancen beeinflusst und abhängig sind von individuellen Dispositionen, Fähigkeiten und kulturellen Voraussetzungen einerseits sowie durch die realen und die subjektiv empfundenen Teilhabechancen am gesellschaftlichen Leben andererseits.

**INTEGRATION ALS SOZIALLAGEN-INTEGRATION** meint das Eingebundensein von Migrantinnen und Migranten in ein konkretes Lebensumfeld in einem Stadtteil, in die Nachbarschaft, in die Familie oder auch in die Kirchengemeinde. Die Frage nach dem Gemeinsamen und Verbindenden in der Gesellschaft angesichts von Pluralität, Freizügigkeit und Meinungsvielfalt, Individualisierung, Globalisierung und Entsolidarisierung, Ich-AG, Bindungslosigkeit und Wertewandel ist die immer wieder an alle neu gestellte Frage unserer Zeit. Damit kommen Aspekte in den Blick, die nicht nur spezifisch sind für die Arbeit mit Ausiedlerinnen und Aussiedlern bzw. Migrantinnen und Migranten, sondern für soziale Arbeit überhaupt, ja sogar für jeden Einzelnen in der Gesellschaft.

Integrationsarbeit muss sich also orientieren an der Lebenswelt des Einzelnen, seinem Umfeld, seinen Zielen.<sup>33</sup> Bezogen auf Integration zielt lebensweltorientierte soziale Arbeit dann nicht auf Assimilation,

sondern auf die Hilfe dazu, dass Menschen sich in der Situation und der Umwelt so zurechtfinden, dass sie im Ausgleich ihrer Erwartungen und der an sie gestellten Forderungen leben können. Integration und die Entwicklung von Methoden und Maßnahmen zu deren Unterstützung dürfen daher nicht aus einer einseitigen, eingeschränkten Sichtweise, die in aller Regel die der Aufnahmegesellschaft ist, erfolgen.

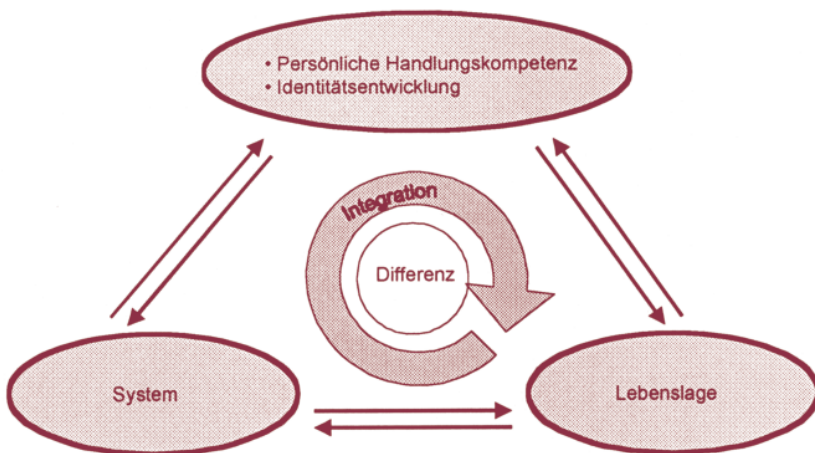
**INTEGRATION ALS PROZESS** setzt dann voraus, dass sowohl das „Eigene“ als auch das „Fremde“ vorurteilsfrei wahrgenommen wird mit dem Ziel, aus den unterschiedlichen Bereichen das einfließen zu lassen, was dem gemeinsamen Zusammenleben und dem gemeinsamen Fortkommen förderlich ist. Das wiederum erfordert, dass alle das einbringen – und einbringen können –, was sie an eigenen Möglichkeiten zur Verfügung haben. Es geht also um Kompetenzintegration, die unter Einbeziehung von Kooperationspartnerinnen und -partnern und Synergieeffekten unterschiedliche Lebenswelten weiterentwickelt und damit einander näher bringt.<sup>34</sup> Dabei gilt es allerdings zu berücksichtigen, dass auch Abgrenzung der Migrantinnen und Migranten von der umgebenden Aufnahmegesellschaft die – zumindest vorübergehend oder partiell – wichtige Integration in den engeren sozialen (und von eigenen Landsleuten dominierten) Nahraum bedeuten kann. Dadurch kann die für die Identität wichtige

mitgebrachte Tradition gepflegt und im Übergang von einer alten zu einer neuen Heimat Sicherheit gewonnen werden. Für die Integrationsarbeit darf das aber nicht heißen, an diesem Punkt stehen zu bleiben. Alle Beteiligten sind gefordert, die ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zur Annäherung auszuschöpfen, um den Prozess der Integration im allseitigen Interesse fortzuführen. Bei der Bestimmung des Begriffs „Integration“ kann es also letzten Endes auf keiner Seite darum gehen, den Menschen in der einen oder in der anderen „Schublade“ unterzubringen, sondern im Bewusstsein möglicherweise unvereinbarer und doch sich ergänzender Dimensionen diese Span-

nung auszuhalten und im wechselseitigen Prozess die jeweils eigenen Handlungskompetenzen des Einzelnen anzuerkennen, sie aufzugreifen, seine Ressourcen zu nutzen und ihn zu fördern. Die Differenz zwischen Systemintegration und Soziallagenintegration, aber auch zwischen der persönlichen Handlungskompetenz und den beiden genannten Integrationsformen ist dabei gewissermaßen der Motor für die Ausgleichsleistung des Einzelnen, die notwendig ist für den permanenten Integrationsprozess.

Integration erhält damit eine dynamische, sich ständig aktualisierende Komponente, die ansetzen muss an der jeweiligen Lebenswelt des einzelnen Menschen.

## Integration als Ausgleichsleistung



Hier kommt es also darauf an, Vertrauen zu schaffen – und zwar bei Migrantinnen und Migranten wie bei Einheimischen – und interkulturelle Kompetenzen zu fördern, die „beschrieben werden mit Empathie, Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz, also der Fähigkeit, Ungewissheit, Unsicherheit, Fremdheit, Nichtwissen und Mehrdeutigkeit auszuhalten, sowie kommunikativen Kompetenzen, zu denen etwa zählt, Konflikte auszuhandeln“.<sup>35</sup> Im Zentrum der Bemühungen steht dabei der jeweilige Mensch als eigene Persönlichkeit mit seiner Identität, seinen jeweiligen Bedürfnissen, aber auch Kompetenzen.

Zusammenfassend lassen sich die we-

sentlichen Rahmenbedingungen für eine persönlichkeitsorientierte und identitätsstiftende Integration in folgenden Thesen formulieren:

- Integration ist ein kontinuierlicher Prozess des Handelns
- Integration ist ein wechselseitiger Prozess
- Integration setzt gegenseitige Lern- und Entwicklungsbereitschaft voraus
- Integration heißt auch Erhalt kultureller Wurzeln und traditioneller Werte
- Integration heißt Förderung von Individualität und Identität
- Integration braucht Zeit und Unterstützung
- Integration braucht Räume und menschliche Nähe.

## III. Seelsorge mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern im Bistum Hildesheim

### III.1 Rahmenbedingungen

IM „**RAHMENKONZEPT FÜR** die Aussiedlerseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz“<sup>36</sup> wird unter Aussiedlerseelsorge die „pastorale Sorge der katholischen Kirche für die Menschen verstanden, die als Aus- und Spätaussiedler seit Ende der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts nach Deutschland gekommen sind“<sup>37</sup>,

weil sie sich aus einem Bündel von ethnischen, religiösen oder wirtschaftlichen Gründen veranlasst sahen, ihre bisherigen Siedlungsgebiete – heute überwiegend in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion – zu verlassen.

Die Deutsche Bischofskonferenz hat die Frage der Seelsorge für Aussiedlerinnen und Aussiedler zum einen hochrangig in ihre Pastoralkommission eingebunden und eine beratende ständige Ar-

beitsgruppe dazu eingerichtet, zum anderen ist ein Beauftragter für die Seelsorge für katholische Deutsche aus Russland mit einem kleinen Mitarbeiterstab für zentrale Materialien, Kontakte, Vernetzung, Fortbildung (wie z. B. Studententagungen) und zentrale Veranstaltungen (wie z. B. Wallfahrten) zuständig.

Die Aussiedlerinnen und Aussiedler katholischen Glaubens, um die es in dieser Untersuchung geht, machen heute etwa 17% aller Aussiedlerinnen und Aussiedler aus den ehemaligen GUS-Staaten aus und fallen dabei als Deutsche vom Grundsatz her unter die Cura Ordinaria der katholischen Pfarrgemeinden ihres jeweiligen Wohnortes. In Anerkennung jedoch ihrer besonderen Lebenslagen schlägt die Deutsche Bischofskonferenz einige besondere Maßnahmen zur Begleitung einer Eingliederung in die Pfarrgemeinden vor, die letztlich eine Überführung in die Cura Ordinaria sicherstellen helfen sollen. Im Wesentlichen geht es dabei um die Förderung der Beheimatung der sog. Russlanddeutschen in der hiesigen Gesellschaft, insbesondere in den katholischen Pfarrgemeinden vor Ort, und die Anwaltsfunktion für Aussiedlerinnen und Aussiedler in Staat, Kirche und Gesellschaft.

Das Bistum Hildesheim hat sich diesem Verständnis von Aussiedlerseelsorge angeschlossen. Bereits 1991 wurde ein Diözesanbeauftragter für die Aussiedler- (und Vertriebenen-)seelsorge mit ähnli-

chen Zielsetzungen und Aufträgen berufen. Ihm zur Seite steht die Hauptabteilung Pastoral des Bischöflichen Generalvikariates, zum einen durch die besondere Einbindung der Frage in ihre Strukturen und Inhalte, zum anderen durch die Einsetzung einer eigenen Arbeitsgruppe zur Begleitung und Weiterentwicklung der Aussiedlerseelsorge im Bistum. Der Diözesan- und viele Orts- und Kreis Caritas-Verbände treten vor allem mit ihren sozial-caritativen Kompetenzen und Ressourcen aktiv hinzu.

Dieses Engagement von Pastoral und Caritas ist besonders zu sehen vor dem Hintergrund zweier Grunddaten aller pastoralen Arbeit im Bistum Hildesheim: Zum einen ist es mit ca. 33.000 km<sup>2</sup> Fläche eines der beiden größten Bistümer Deutschlands. Zum anderen ist es mit durchschnittlich 12,5% Katholiken im Verhältnis zur Gesamteinwohnerzahl eindeutig ein Diasporabistum. Beide Daten implizieren gerade auch für die Seelsorge mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern die bekannten ambivalenten Auswirkungen von Entfernung und Nähe, Vereinzelung und Gemeinschaft in größeren pastoralen Räumen in einer mobilen Gesellschaft.

Die Verantwortlichen im Bistum Hildesheim arbeiten dabei seit Jahren eng mit dem Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz im Sinne gegenseitiger Information und Bereicherung zusammen. Einige Maßnahmen des Bistums (z. B. diözesane Begegnungstage) fanden auch Beachtung

auf Bundesebene. Die Idee des Bistums, den Stand und die Perspektiven der Seelsorge mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern zu untersuchen, findet Interesse und Beteiligung über das Bistum hinaus.

Insgesamt gibt es im Bistum Hildesheim seit mehr als zehn Jahren einen inhaltlich und strukturell geklärten Rahmen für die Seelsorge für Aussiedlerinnen und Aussiedler mit den von der Deutschen Bischofskonferenz benannten Aufgaben und Zielen, der vor allem auf eine subsidiäre Unterstützung und Begleitung der Pfarrgemeinden in einer ihrer genuinen Seelsorgeaufgaben abgestellt ist. Bisher dabei beschrittene Wege – ihre Erfolge und Misserfolge – werden im Folgenden im Sinne einer Praxisreflexion dargestellt.

## III.2 Bisherige Wege

**DEM DIÖZESANBISCHOF,** Dr. Josef Homeyer, liegt die Seelsorge für Aussiedlerinnen und Aussiedler sehr am Herzen. Die Deutschen aus Polen und den früheren GUS-Staaten mit ihren Schätzen an Glaube, Religion und Frömmigkeit in den Gemeinden aufzunehmen und sie in Zeiten pastoraler Umbrüche in die Gemeindeentwicklung zu integrieren, ist ihm ein besonderes Anliegen verbunden mit dem Wunsch, Hilfe zum Einleben in Deutschland insgesamt zu geben. Seit über zehn Jahren widmet sich deshalb die Bistumsleitung in

vielfältigen Bemühungen mit Hilfe der Hauptabteilung Pastoral und des Diözesan-Caritasverbandes mit ihren nachgeordneten Gliederungen dieser Aufgabe. In der Logik der Zuwanderungsentwicklung in den letzten Jahren liegt dabei der Schwerpunkt fast ausschließlich bei den Deutschen aus den früheren GUS-Staaten.

Bei allen Maßnahmen spielten und spielen die ständige und fruchtbare Kooperation zwischen Bistum und der Zentralstelle der Deutschen Bischofskonferenz in Königstein sowie innerhalb des Bistums besonders zwischen Pastoral und Caritas eine unabdingbare Rolle.

Die Hauptabteilung Pastoral hat im Wesentlichen pastorale Begleitung, Zurechtweisung, Vernetzung und Begegnung angeboten durch die Ernennung eines Diözesan-Beauftragten für die Aussiedlerseelsorge und die Installierung einer Arbeitsgruppe einerseits sowie pastorale Hilfen andererseits. Diese bestanden speziell in der Vernetzung und Begleitung der Multiplikatoren, Engagierten und Interessierten durch Information, Studien- und Austauschstage, in katechetischen Hilfen sowie zwei Situationserhebungen 1992 und 1999. Außerdem fanden 1999 und 2001 zwei diözesane Begegnungstage statt. Insbesondere die Ernennung eines eigenen Beauftragten brachte der Seelsorge für Aussiedlerinnen und Aussiedler im Bistum und in der Außenvertretung eine institutionelle und inhaltliche Aufwertung.

Dem Beauftragten zur Seite stand bislang eine Arbeitsgruppe, die zuständig war für die Planung, Durchführung und Reflexion von Maßnahmen. Beide wurden in ihrem begleitenden und impulsgebenden Handeln von den Engagierten in Pastoral und Caritas dankbar angenommen, stießen jedoch immer wieder an systemische und inhaltliche Grenzen, insbesondere in Bezug auf die Vielfalt und Eigenheiten der Lebenswelten der Aussiedlerinnen und Aussiedler, die Konkurrenz etlicher, gleichzeitig zu bewältigender pastoraler Themen im Bistum und die Situation des Umbruchs und der Neustrukturierung der Pastoral im Bistum insgesamt.

Ein nicht zu unterschätzender Erfolg war – unterstützt durch den mit der Seelsorge für katholische Deutsche aus Russland Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz in Königstein – die Sammlung, Sicherung und Bereitstellung pastoraler und katechetischer Medien aus vielen Bereichen und Ebenen. Eine mehrfach aktualisierte Medienliste für das Bistum – ein Ergebnis der subsidiären Arbeit des Beauftragten und der Arbeitsgruppe – fand als den Bedarf betreffende Unterstützung für die entsprechende Arbeit vor Ort hohe Akzeptanz.

Ein durchgängiges Anliegen war die Begleitung und Vernetzung von Engagierten und Interessierten in der Seelsorge mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern. Dem diente vor allem das Angebot, Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner in den Dekanaten

des Bistums zu benennen, diese mit Informationen zu versorgen und zu Austausch und Bildungsimpulsen zu vernetzen. Grundlage dazu bildeten diverse Treffen, die am Beginn der Arbeit mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern zur Situations- und Bedarfsklärung hilfreich waren, aber über diesen Startimpuls nicht weiter trugen. Ein neuer Ansatz im Blick auf die Deutschen aus Russland über einen Studientag „Seelsorge mit russlanddeutschen Aussiedlern – pastorale und caritative Aspekte“ 1999 brachte einen ähnlichen Anfangserfolg, aber schon das zweite Studientagsangebot im folgenden Jahr fiel auf Grund einer zu geringen Anmeldezahl aus und wurde nicht wiederholt.

**EINE ERSTE UNTERSUCHUNG** zur Seelsorge für Aussiedlerinnen und Aussiedler im Bistum Hildesheim mit dem Schwerpunkt „Aussiedler aus Polen“ wurde 1992 von der Hauptabteilung Pastoral und dem Diözesan-Caritasverband durchgeführt.<sup>38</sup> Sie brachte grundlegende Erkenntnisse für die Erfordernisse und Chancen, zeigte zugleich aber auch die Grenzen pastoraler und caritativer Arbeit und machte die hohe Bedeutung von Beziehungsarbeit als deren Voraussetzung und zugleich Träger klar.

Eine zweite Untersuchung der Hauptabteilung Pastoral 1998/99<sup>39</sup> zur Aussiedlerseelsorge im Bistum Hildesheim mit dem ausschließlichen Schwerpunkt „Aussiedler aus Russland“ war weniger grundsätzlich als pragmatisch angelegt

mit dem Ziel, die Situation zu erheben und das Maß erforderlicher und sinnvoller Hilfe festzustellen. So kam denn auch eine Fülle von Problem- und Praxisbeschreibungen zusammen, ergänzt durch konkrete Unterstützungswünsche und -vorschläge.<sup>40</sup> Diese gaben dem Beauftragten und der Arbeitsgruppe zum einen Hinweis für eine bedarfsorientierte Unterstützung durch Material und Anregungen, zum anderen entstand daraus die – im Nachhinein als wenig erfolgreich zu beurteilende – Praxis von Studien- und Vernetzungstreffen auf Bistumsebene.

**ZWEI DIÖZESANE BEGEGNUNGSTAGE** fanden 1999 in Wolfsburg und 2001 in Salzgitter statt. Ihr Anliegen war es, den Austausch und das Zusammentreffen sowohl zwischen einheimischen Gemeindemitgliedern und Aussiedlerinnen und Aussiedlern als auch mit dem Diözesanbischof Dr. Josef Homeyer und dem Bischof von Nowosibirsk, Josef Werth S.J., zu ermöglichen. Nahm an der ersten Begegnung noch eine befriedigende Anzahl Interessierter teil, so fehlte es beim Folgetreffen vor allem an einheimischen Gemeindemitgliedern. Dies scheint im Blick auf die Integrationsfrage symptomatisch für die Beziehung zwischen Gemeinde und Aussiedlerinnen und Aussiedlern zu sein, denn Letztere waren für die kulturellen Elemente ihres Herkunftslandes und die Begegnung mit ihren Bischöfen sehr dankbar.

Innerhalb der Diözese Hildesheim en-

gagieren sich Orts- und Kreiscaritasverbände in der Integrationsarbeit in unterschiedlichem Ausmaß. Konnten Anfang der neunziger Jahre noch in 15 Städten und Landkreisen spezifische Caritasberatungsdienste für Aussiedlerinnen und Aussiedler angeboten werden (allgemeine Aussiedlerberatung und Jugendgemeinschaftswerke mit der Zuständigkeit für jugendliche Aussiedlerinnen und Aussiedler von 12 – 27 Jahren), so reduzierte sich das Angebot aufgrund drastisch zurückgehender öffentlicher Mittel auf 8 Caritasberatungsdienste einschließlich der Caritasstelle im Grenzdurchgangslager Friedland.<sup>41</sup>

Neben individueller Beratung und Unterstützung liegt ein deutlicher Arbeitsschwerpunkt auf der Organisation und Durchführung von lebensorientierten Projekten und Maßnahmen zur Integration. Diese Aktivitäten umfassen z.B.:

- stadtteil-/gemeindebezogene Projekte unter Beteiligung von Aussiedlerinnen und Aussiedlern und Einheimischen
- Sprachkurse
- kulturelle Veranstaltungen
- Hausaufgabenbetreuung für Kinder
- Freizeitangebote
- (Kurs-)Angebote mit lebenspraktischen und religiösen Inhalten
- Aufbau von unterschiedlichen Gruppen mit dem Ziel der Förderung der Selbsthilfepotentiale
- Öffentlichkeitsarbeit

**ALS FAZIT DER** bisherigen Bemü-

hungen im Bistum Hildesheim ist festzuhalten, dass viele Wege beschritten und vieles versucht wurde. Waren jedoch die Bemühungen immer die richtigen? Sind die Integration in die Gemeinden und die Hilfe zum Leben geglückt? Sowohl in der Pastoral als auch in der Caritas bleiben diese Fragen letztlich offen.

Nach den vielfältigen Aktionen, ambivalenten Erfahrungen und kaum erfüllten Erwartungen einer weitreichenden Integration hat sich das Bistum entschlossen, vor weiteren Maßnahmen zunächst innezuhalten und den Ist-Stand in der Seelsorge für russlanddeutsche Aussiedlerinnen und Aussiedler in unserem Bistum durch eine Untersuchung zu beleuchten und auf der Grundlage dieser Reflexion neue Perspektiven zu entwickeln.

## III.3 Neuere Erfahrungen

**EINE NEUERLICHE ERHEBUNG** im Bistum Hildesheim zu Beginn des Jahres 2003 untersuchte praxisrelevante Fragen zur Integration von Aussiedlerinnen und Aussiedlern, insbesondere Versuche und Modelle in der Arbeit vor Ort. Die Befragung war angelegt als gezielte, qualitative Abfrage von Erfahrungen in bestehenden Zusammenhängen und wandte sich an 9 Beratungsstellen der Caritas vor Ort und 7 z.T. mit diesen kooperierende Gemeinden im Bistum Hildesheim.

Markant zeigt der Rücklauf der Befragung der Aussiedlerberatungsdienste und ausgewählter Pfarrgemeinden, dass die Arbeit mit und für Aussiedlerinnen und Aussiedler im Bistum Hildesheim innerkirchlich unter dem sozialarbeiterischen Blickwinkel meist in Erstverantwortung der Beratungseinrichtungen – hier fast durchgängig der Beratungsstellen der Caritas – gesehen wird: 8 der 10 eingegangenen Fragebögen wurden von Beratungsstellen beantwortet, je einer von einer Kirchengemeinde und einem Jugendprojekt einer Kirchengemeinde. In einem weiteren Fall wurden die Fakten nicht schriftlich, sondern im Auswertungsgespräch erhoben. An diesem Gespräch nahmen sowohl die verantwortlichen Caritasmitarbeiterinnen und -mitarbeiter als auch der Gemeindepfarrer teil. Aus guter Kenntnis der Verhältnisse vor Ort darf jedoch vorausgesetzt werden, dass bei einer weiteren Caritas-Beratungsstelle die Antworten in gründlicher Abstimmung mit der eng kooperierenden Kirchengemeinde vor Ort ermittelt wurden<sup>42</sup>, sodass auch deren Sichtweisen in die Ergebnisse eingeflossen sind.

In einer besonderen Situation bezüglich der Beratung und Betreuung wie auch der Seelsorge befindet sich die Beratungsstelle im Grenzdurchgangslager Friedland. Der Aufenthalt der Aussiedlerinnen und Aussiedler im Lager beträgt 3–5 Tage. Hier waren aufgrund dieser kurzen Verweildauer weder sozialarbeiterische noch



gemeindliche Projekte oder Impulse mit einem längerfristigen Ansatz zu erwarten. Dennoch wird im Grenzdurchgangslager Friedland Wert gelegt auf öffnende Erstkontakte durch die Begrüßung im Gottesdienst oder durch regelmäßige Besuche im Lager sowie auf die Möglichkeit, Beratungsangebote in Anspruch nehmen zu können. Außerdem bestehen seitens der Caritas Einrichtungen wie der Jugendclub „Kakadu“ oder der „Miniclub“ für Kinder und Jugendliche.

Die durchgeführte Erhebung ist also keineswegs repräsentativ im Bezug auf Aktivitäten und Maßnahmen mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern in allen 350 Gemeinden des Bistums Hildesheim. Es lassen sich jedoch wohl begründete Aussagen treffen über die Arbeit von Caritas-Beratungsstellen und Gemeinden, die für die Beratung und/oder Seelsorge mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern zuständig sind. Dabei bietet sich ein vielfältiges Spektrum an durchgeführten Maßnahmen.

Die Antwortenden selbst waren überwiegend hauptamtliche oder hauptberufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit beruflicher entsprechender Qualifikation im Bereich Sozialwesen, was nicht überrascht: Die Unterstützung zur Bewältigung des Alltags, für die ein hoher Bedarf seitens der Aussiedlerinnen und Aussiedler besteht, ist in erster Linie in der institutionalisierten Zuständigkeit der Beratungsstellen durch ausgebildetes und fachlich

qualifiziertes Personal angesiedelt. Auch unter seelsorgerischen Aspekten liegt ein wesentlicher Zugang zur Arbeit auf der Bewältigung sozialer Lebenslagen.

**ALS BEFUND ERGIBT** sich aus der Abfrage der Inhalte der Beratungen eine weit höhere Bedeutung der praktischen Hilfe zur Lebensbewältigung gegenüber religiöser Unterweisung und Einbindung. Sie spiegelt sich in den Antworten auf die Frage, mit welchen Problemen und Fragestellungen Aussiedlerinnen und Aussiedler in die Beratungsstellen kommen, wider. Die überwiegende Mehrheit der befragten Beratungsstellen nannten in unterschiedlichen Gewichtungen und Zusammenhängen als Schwerpunkte ihrer Arbeit die Beratung und Betreuung in Existenzfragen, also die Hilfe in Berufs- und Schulangelegenheiten, bei der Wohnraumversorgung, beim Existenzaufbau und in Geldangelegenheiten. Hinzu kamen durchgängig Sprachprobleme, häufig Orientierungsschwierigkeiten in der neuen Gesellschaft und fehlende Freizeitkompetenz. Die Probleme mit der deutschen Sprache schlugen sich insbesondere nieder in Schwierigkeiten mit Behörden, Rechtsfragen, Beantragung von Sozialleistungen, Krankenkassen und dem damit verbundenen Ausfüllen von entsprechenden Formularen. Weiter benannt wurden Probleme in der Familie wie Eheprobleme, Probleme in der Kindererziehung, Generationsprobleme, Schwangerschaftsberatung, Erziehungsfragen, aber auch Fragen der Familienzusammenführung wie Aufnahme von Familienangehörigen,

Trennung von Familien und das Zurücklassen von Angehörigen im Herkunftsland. Benannt wurden auch Sucht- und Drogenproblematiken sowie Gewalt und Kriminalität.

**DIE BEDEUTUNG RELIGIÖSER**, spiritueller Beratung und katechetischer Begleitung dagegen scheint für die Aussiedlerinnen und Aussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion selbst von geringer Bedeutung<sup>43</sup> zu sein. Ähnliche Ergebnisse lieferte schon die im Jahr 1999 durchgeführte Befragung<sup>44</sup>. Allerdings relativiert sich dieser Eindruck, wenn man mögliche Ursachen einbezieht: Der mangelnde Bezug zur Kirche und das scheinbare Desinteresse beruhen wenigstens zum Teil auf der mangelnden Kompatibilität der Begrifflichkeiten im Bezug auf religiöse Erfahrungen, was nicht zwangsläufig etwas über religiöse Erfahrungen selbst aussagt. Der römisch-katholische Ritus ist fremd und muss erst im Horizont der eigenen Erfahrung gedeutet werden.<sup>45</sup> So berichtete der Pfarrer einer Gemeinde in Bremen von einer tiefen Religiosität mancher junger Menschen, die aber erst im intensiven Trau- oder Taufgespräch deutlich wurden – und da auch erst, nachdem man sich im Gespräch über Alltagserfahrungen und Werthaltungen eine gemeinsame Verständigungsebene erarbeitet hatte. Gleichwohl zeigte sich, dass westliche Kirchentraditionen, Symbole, Handlungen und der gemeindliche Alltag zunächst als fremd empfunden wurden, weil Aussiedlerinnen und Aussiedler ihre eigenen Erfahrungen in den

vorgegebenen Formen und Strukturen nicht finden und nicht ausdrücken konnten. Die Distanzierung vom Gemeindeleben sowie fehlende kulturelle Begegnung sind die Folge, allenfalls der Gottesdienstbesuch bietet trotz der nicht vertrauten Formen vagen Kontakt.

In Bezug auf die Großelterngeneration der Aussiedlerinnen und Aussiedler bietet der Umgang mit dieser Diskrepanz auch eine Chance: Gerade die älteren Generationen – und hier insbesondere die Frauen – haben in ihrer Geschichte große Verantwortung für die Glaubensweitergabe übernommen. Vielfach haben die Großmütter in einer priesterlosen Umgebung eine Art Vorsitz bei häuslichen Zusammenkünften geführt. Aus dieser Erfahrung sowie der lange gepflegten Tradition erwuchs häufig ein Selbstbewusstsein, das manchmal auch die Notwendigkeit der eigenen Integration in eine bestehende Gemeinde in den Hintergrund rückt. Allerdings können gerade diese älteren Menschen – wenn sie zur Mitarbeit eingeladen und gewonnen werden – eine wichtige Brückenfunktion und Vermittlerrolle für die Integration übernehmen.

**IN DER FRAGE**, was in der Seelsorge mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern für besonders wichtig gehalten werde, lassen fast alle Rückmeldungen den Schluss zu, dass praktische Beratung und Orientierungshilfen in den jeweiligen Lebenslagen und genannten Problembereichen einschließlich der Beherrschung der deutschen

Sprache sowie die Auseinandersetzung mit deutschen Werten und Normen für besonders wichtig gehalten werden. Zur Schaffung eines Erstkontaktes waren hierfür – so die Erfahrungen – in erster Linie die persönliche Ansprache und niedrigschwellige Einstiegsangebote nötig, die aber längerfristig das Ziel von Vermittlung der Hilfe zur Selbsthilfe verfolgen. Hohe Bedeutung für die Pastoral hat aus Sicht der Befragten weiterhin die Akzeptanz des Anders-Seins der Aussiedlerinnen und Aussiedler durch die Gemeinden, die Anbahnung von persönlichen Kontakten, die Einbindung in Gemeinschaften, das Schaffen von geschützten Räumen zum Austausch und zum Kennenlernen, aber auch zum Erinnern, die Schaffung von Netzwerken und Anlaufstellen und letzten Endes die Gründung eines Gefühls des Zuhause-Seins.

**IM ERGEBNIS IST** festzuhalten, dass eine gelingende Integration nur auf der Basis einer existenziellen Grund-sicherung – nicht nur im finanziellen Sinne – und Grundorientierung, verbunden mit dem Spracherwerb, erfolgen kann. Dazu bedarf es einer Ausweitung der Möglichkeiten zur professionellen Erstberatung und zur fachlich qualifizierten Begleitung. Das wiederum bedeutet nicht zwangsläufig die Neueinstellung von Personal. Viele Menschen in den Gemeinden besitzen aufgrund ihrer persönlichen und beruflichen Orientierungen spezifische Fähigkeiten, die sie auf ehrenamtlicher Basis einzusetzen bereit sind. Dadurch entstehen

neben der unmittelbaren Hilfe auch persönliche Kontakte, die einen anderen Stellenwert haben als im Verhältnis zwischen Beratungsstelle und „Klienten“ und somit die Integration befördern können.

Zugleich ist es notwendig, durch Erstkontakte und persönliche Ansprache die Akzeptanz für die Aussiedlerinnen und Aussiedler nicht nur im Beratungsalltag, sondern auch innerhalb der Pfarrgemeinde zu erhöhen. Entsprechend sind die konzeptionellen Ansätze der Beratungsstellen auch darauf ausgerichtet, Kontakte zwischen Aussiedlerinnen und Aussiedlern und Einheimischen zu fördern bzw. Aussiedlerinnen und Aussiedler verstärkt in die Gemeinde einzubinden. Weiter versuchen die Beratungsinstitutionen, Gemeindemitglieder für aussiedlerspezifische Fragen und Probleme zu sensibilisieren und darüber hinaus die zunächst empfundene Fremdheit der Aussiedlerinnen und Aussiedler als kulturelle Bereicherung wahrzunehmen. Hemmend wirken sich dabei immer wieder fehlendes Wissen umeinander, beiderseitige Verständigungsschwierigkeiten und Unsicherheiten aus.

**DER BEZUG VON** Aussiedlerinnen und Aussiedlern zu katholischen Kirchengemeinden bleibt in der Regel dennoch problematisch. Die spärlichen Nennungen zum Gemeindebezug in der aktuellen Befragung wie auch bei früheren Ergebnissen<sup>46</sup> zeigen, dass Aussiedlerinnen und Aussiedler nur lockere kirchliche Kontakte haben und kaum am Gemeindeleben au-

Berhalb der Gottesdienste teilnehmen. Ganz besonders gilt diese Aussage für junge Aussiedlerinnen und Aussiedler. Während Ältere ein Grundwissen an (katholischen) Glaubensstraditionen mitbringen, fehlt jungen Menschen fast jeder Bezug. Dieser Sachverhalt ist bedingt durch unklare, fremde oder gänzlich verloren gegangene kirchliche Orientierungen, wie wir sie in unseren Gemeinden noch kennen, sowie durch Inkompatibilität von eigenen Erfahrungen und vorgefundenen Strukturen. Religiöse Traditionen und entsprechende Sozialisation sind geprägt von den Jahren der kirchlichen Isolation unter kommunistischer Herrschaft, es fehlt vielfach die Kenntnis unserer religiösen und kirchlichen Gepflogenheiten. Nicht vergessen werden darf dabei, dass auch auf Seiten der einheimischen Bevölkerung der Blick für die Sorgen und Nöte oder aber einfach für die Tatsache, dass „Neue“ in der Pfarrgemeinde auftauchen und angesprochen werden wollen, geschärft werden muss. Die helfende Hand und die persönliche Ansprache signalisieren das Willkommen-Sein – ihr Fehlen führt meistens zum Rückzug auch kontaktfreudiger Menschen.

Insbesondere Jugendliche – egal welcher Nationalität oder Herkunft – befinden sich in einem gesellschaftlichen Umfeld, das insgesamt von abbrechenden Glaubens- und Kirchenerfahrungen geprägt ist: Integration in eine westliche, säkulare Gesellschaft kann dann auch Integration in

eine immer kirchenferner werdende Gesellschaft bedeuten.<sup>47</sup> „Normalität ist die ethnisch-kulturelle Heterogenität – übrigens nicht nur heute, sondern auch in der Vergangenheit. National-homogene Gesellschaften waren stets eher eine Fiktion als Faktizität. Hinzu kommt, dass die Menschen heute nicht einmal mehr ideologisch in stabilen gesellschaftlichen Integrationsformen (Nation, Beruf, Familie etc.) leben. Vielmehr erodieren viele ökonomische, moralische, normative und gesellschaftliche Verbindlichkeiten.“<sup>48</sup> Vor allem junge Menschen – sowohl einheimische Jugendliche als auch solche mit Migrationserfahrung – finden sich daher auch immer seltener in Gottesdiensten, christlichen Jugendverbänden und Jugendgruppen oder bei Gemeindeaktivitäten.

**ZUR VERANSCHAULICHUNG DER** erhobenen Fakten fragte die Untersuchung abschließend nach gelungenen und nicht gelungenen Kontakten und Beziehungen zu Aussiedlerinnen und Aussiedlern, jeweils unterteilt in die drei Bereiche Liturgie und Gottesdienst, Verkündigung und Katechese sowie Diakonie, Caritas, Sozialarbeit. Erwartungsgemäß erfolgten die häufigsten Nennungen im zuletzt genannten Bereich. Nur eine Rückmeldung einer der Fragebögen aus einer Gemeinde – machte dagegen Angaben zur Durchführung katechetischer Projekte, was darauf hinweist, dass dieser Bereich explizit dem Kompetenzbereich der Pfarrgemeinde und

den dort tätigen Hauptberuflichen, Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen zugeordnet wird. Interessant ist die Tatsache, dass zwei der Caritas-Beratungsstellen wie auch die zugehörigen Gemeinden besondere Erfahrungen aus dem liturgischen-gottesdienstlichen Bereich beschreiben. Diese Beobachtung kann darauf hinweisen, dass der Gottesdienst oder andere liturgische Feiern in der Pfarrgemeinde eine Verbindung zwischen Sozialarbeit und Seelsorge herstellen oder zumindest befördern können, wenn die Anliegen der Beteiligten adäquat aufgegriffen, zur Sprache gebracht und – besonders wichtig! – danach auch weitergeführt werden.<sup>49</sup>

Zusammenfassend lassen sich die oben beschriebenen Erfahrungen in folgenden Thesen bündeln:

- Der Bedarf an Unterstützung ist seitens der Aussiedlerinnen und Aussiedler hoch, insbesondere an Angeboten zur konkreten Lebensbewältigung.
- Die Bereitschaft zur Integration ist seitens der Aussiedlerinnen und Aussiedler in der Regel groß. Diese ist aber nur als beidseitiger Prozess zwischen ihnen und einheimischer Bevölkerung erreichbar.
- Gemeinden und caritative Einrichtungen sind bestrebt, ihrem christlichen Auftrag gerecht zu werden, bedürfen jedoch der Hilfestellung.
- Es herrscht eine gewisse Unsicherheit auf beiden Seiten, wie man aufeinander zugehen soll.
- Glaubens- und Kirchenerfahrung unterscheiden sich sehr. Es herrscht eine gewisse Sprachlosigkeit im Austausch über religiöse und spirituelle Fragen.

## IV. Perspektiven

„Migration wird ... auf unabsehbare Zeit eine Herausforderung an die Pastoral der Kirche bleiben“<sup>50</sup>, was zugleich eine Schwerpunktsetzung für die Gesamtpastoral bedeutet.

Nach der Untersuchung der Lebenslagen und der Betrachtung bisheriger Anstrengungen zur Aussiedlerseelsorge im Bistum bleibt abschließend die Frage nach

Konsequenzen und Perspektiven. Die folgenden Thesen und die anschließenden praktischen Handlungsansätze sind Vorschläge und bleiben deshalb sowohl auf der Reflexionsebene wie auch auf der methodologisch-praktischen Ebene allgemein. Sie verfolgen dabei das Ziel, auf Bistums- wie auf Gemeindeebene Diskussionen anzustoßen und Anregungen zum

Weiterdenken zu geben, um auf dieser Grundlage eine Weiterentwicklung der Seelsorge mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern zu ermöglichen.

## IV.1 Thesen

### **1. Aussiedlerseelsorge ist Teil einer Pastoral für Migrantinnen und Migranten**

Aussiedlerinnen und Aussiedler sind eine äußerst inhomogene Gruppe, deren faktische Problemlagen sich weitestgehend mit denen anderer Migrantinnen und Migranten decken. Unter Berücksichtigung eines breit gefassten, lebensweltorientierten Integrationsbegriffs ist es daher angebracht, Aussiedlerinnen und Aussiedler nicht als Gruppe im engeren Sinne einer besonderen rechtlichen Zuordnung zu begreifen, sondern als Zugehörige zum Gesamt der Menschen mit Migrationshintergrund mit entsprechenden Erfahrungen und Bedürfnissen.

Dabei ist durchaus der Blick zu richten auf die Spezifika der Zielgruppe im Sinne einer Lebenslagenorientierung und in Abgrenzung zu Versuchen der Vereinheitlichung und Nivellierung. Es geht aber darum, den Dienst am Nächsten abzulösen von einer ausschließlichen Fachversorgung durch Spezialisten und Beauftragte mit eng abgegrenztem Zuständigkeitsbereich und ihn wieder dort zu verankern, wo der diakonische Auftrag sich in solidarischem Handeln niederschlagen muss: in

der Gemeinde. Es ist also bei der Entwicklung neuer Perspektiven für die Pastoral mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern nicht beabsichtigt, diese Pastoral aufzugeben und Aussiedlerinnen und Aussiedler sich selbst zu überlassen. Es geht vielmehr darum, analoge Problemfelder bei Menschen mit Migrationshintergründen in unterschiedlichen Kategorien zu vernetzen und dabei die bestehenden Gemeinden und Gemeinschaften in ihre ureigene Verantwortung zu nehmen im Sinne einer sozialräumlichen, nachbarschaftlichen Gemeindeseelsorge, die die kulturelle Vielfalt zusammenführt und dabei Gemeinschaft – Koinonia – bildet und fördert.

**AUSSIEDLERSELSORGE IST ALSO** Teil einer Migrantenseelsorge. Entscheidend ist daher nicht die Frage nach Nationalität und Herkunft, sondern die Frage, ob und wie Menschen mit Migrationshintergrund und daraus resultierenden Problemlagen Aufnahme in den Gemeinden finden und welche Voraussetzungen und Kooperationen dafür notwendig sind. Insofern finden sich prinzipielle Analogien zu den von der Deutschen Bischofskonferenz verabschiedeten „Leitlinien für die Seelsorge an Katholiken anderer Muttersprache“<sup>51</sup>. Insbesondere die pastoralen Folgerungen decken sich weitgehend mit den hier aufgeführten.

Dieser Integrationsansatz folgt weiter dem Beschluss der Diözesansynode des Bistums Hildesheim von 1989/90, der un-

ter dem Leitgedanken „Geschwisterlichkeit – Grundlage für Gerechtigkeit und Frieden in Kirche und Welt“ Übersiedler, Aussiedler, Ausländer und Flüchtlinge weitsichtig in einer Zielgruppe zusammenfasst.<sup>52</sup> Vor diesem Hintergrund bedarf es einer Weiterentwicklung pastoraler Gemeindekonzepte, der Grundstrukturen und Standards sowie der Intensivierung der Gemeindeentwicklung im Bistum.

Maßnahmen des Bistums zur Integration von Aussiedlerinnen und Aussiedlern in den Gemeinden sollten sich daher orientieren am individuellen Bedarf der Aussiedlerinnen und Aussiedler nach menschlicher Begegnung und persönlicher Unterstützung, auch an finanzieller Hilfe und religiöser Begleitung. Im Zuge einer Neukonzeption der Arbeit mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern wäre also zunächst die Herstellung und Pflege von Kontakten in Gebieten, in denen die Nachfahren von Ausgewanderten ehemals deutscher Abstammung leben, wünschenswert. Die gezielte Förderung von Partnerschaften, wie wir sie im Bistum zu anderen Ländern, auch Ost- und Südosteuropas, kennen, würde helfen, das Aufeinandertreffen der Menschen aus unterschiedlichen Kulturen vorzubereiten und gegenseitiges Verständnis zu schaffen. Sowohl Ausreisewillige als auch in Deutschland ansässige Gemeindemitglieder, die später begleitend tätig sein sollen, könnten sich mit konkreten Fragestellungen und Situatio-

nen vertraut machen, und die Mitglieder in den Gemeinden könnten entsprechend den Boden bereiten durch Information, Werbung um Verständnis und Einbeziehung weiterer Interessierter, auch und insbesondere solcher Menschen, die selbst einen Migrationshintergrund mitbringen. Eine solche Vorbereitung bedarf allerdings der Einbeziehung von Fachleuten aus dem pastoralen Dienst und der Gemeindeberatung, um Integration als gemeinsamen Prozess von Gemeinde und Zuwandernden zu fördern. Ehrenamtliches Engagement in den Gemeinden ist zwar unerlässliche Voraussetzung für diesen Prozess, benötigt jedoch angesichts der Größe der Aufgabe angemessene Begleitung – von der Entwicklung einer situationsbezogenen Konzeption bis zu konkreten Maßnahmen.

Weitere Maßnahmen eines solchen Integrationskonzeptes wären dann die Bereitstellung differenzierter, aber vernetzter Angebote an konkreten Integrationsmaßnahmen im caritativen wie auch im seelsorglichen Bereich sowohl für die neu Zuwandernden als auch für die bereits in unseren Gemeinden lebenden Migrantinnen und Migranten und die einheimische Bevölkerung.

Der genannte Ansatz favorisiert mit der konkreten Gemeindeanbindung also die Berücksichtigung der Interessen, Verhältnisse und Möglichkeiten aller Beteiligten. Die Bezeichnung als „russlanddeutsche

Aussiedlerinnen und Aussiedler“ führt bei den einen häufig zur Erfahrung von Diskriminierung, bei den anderen zu kontroversen Diskussionen um die Rechtmäßigkeit des damit verbundenen Aufenthaltsstatus. Rückzug und Isolation einerseits, vielfältige Konkurrenz- und Verlustängste andererseits behindern die notwendigen Anstrengungen zur Integration. Der Ansatz verzichtet daher konsequenterweise darauf, sich ausschließlich am Rechtsstatus „(Spät-)Aussiedler“ zu orientieren und rückt Lebenslagen und solidarisches Handeln in den Vordergrund.

Die in einem solchen umfassenden Zusammenhang zu entwickelnden neuen Konzepte weiten die Frage nach der Integration von Aussiedlerinnen und Aussiedlern zur Frage nach Integration von Migrantinnen und Migranten überhaupt und weiter zur Frage nach der Rolle der Gemeinden, ihren Strukturen, ihren pastoralen Konzepten und ihren Aufgaben.

**2. Die Integration von Aussiedlerinnen und Aussiedlern ist diakonische Pastoral**  
Der „Dienst am Nächsten“ ist Grundbestandteil der jesuanischen Botschaft und biblisch vielfältig grundgelegt. Er ist somit genuiner Auftrag an alle Christinnen und Christen, der allerdings in unseren hochstrukturierten, arbeitsteilig organisierten, vielfach bürgerlichen Gemeinden manchmal in den Hintergrund geraten zu sein scheint.

„Die Pastoral wird diakonisch, wenn die ‚Caritas‘ als tatbezogene ‚Außen-Seite‘ der Kirchen nicht mehr im Gegensatz zur spirituellen ‚Innenseite‘ der Kirche gesetzt wird. Caritatives Handeln ist zutiefst spiritueller Vollzug und spirituelle Wegsuche: ‚Wer die Wahrheit tut, kommt zum Licht‘.“<sup>53</sup>

Deshalb ist eine Neuorientierung notwendig, die sich in Erinnerung an den christlichen Auftrag und im Blick auf die Herausforderungen in einem multikulturellen und multireligiösen Europa ihre Zukunftsfähigkeit bewahrt: „Kein Land kommt heute an der Tatsache vorbei, ein Auswanderungs-, Einwanderungs- oder Transitland zu sein. Die katholische Kirche kann sich diesem Faktum nicht entziehen. Migration oder Mobilität wird unser Jahrhundert prägen. Menschen aus europäischen Ländern oder anderen Kontinenten wechseln das Land innerhalb weniger Stunden. Kulturelle, soziale und religiöse Unterschiede der Migranten bleiben bestehen. Europa ist multi-kulturell und multi-religiös geworden. Gesellschaft, Politik und Kirchen stehen vor neuen Fragen, die auch von der Ortskirche beantwortet werden müssen.“<sup>54</sup>

Mit den sich stellenden Herausforderungen allerdings dürfen die Gemeinden nicht alleine gelassen werden. Notwendig ist eine pastorale Bildungs- und Beratungsarbeit, die sie in diesem Prozess der Neuorientierung unterstützt und begleitet.



Dabei muss diese Neuorientierung auf eine zweifache Weise erfolgen: Zum einen geht es um ein neues Verständnis von diakonischem Handeln als echter Seelsorge, zum anderen darum, das „diakonale Blackout“<sup>55</sup> zu überwinden und den Blick für den Anderen wieder zu gewinnen. Diakonie ist demnach – auch in der Frage der Integration von Aussiedlerinnen und Aussiedlern – „die Praxisdimension, in der es um den Mitmenschen geht, in der Menschlichkeit verwirklicht und unterdrückende Lebensverhältnisse aufgehoben werden sollen.“<sup>56</sup>

### **3. Integration orientiert sich am Lebenslagenprinzip. Sie berücksichtigt kulturelle Hintergründe und Erfahrungen**

Aussiedlerinnen und Aussiedler leben in vielfältigen Lebensbezügen, die sowohl Sicherheit und Heimat geben können als auch Begleitung und Hilfestellung erfordern. Dabei spielen kulturelle Traditionen, soziale Bezüge auf unterschiedlichen Ebenen, mitgebrachte und erworbene Erfahrungen sowie eigene Kompetenzen eine große Rolle. Diese gilt es in Konzepten, Maßnahmen und Angeboten zu berücksichtigen, um dadurch die eigenen Kräfte zu mobilisieren und damit die eigene Lebenslage zu stabilisieren. Die Arbeit mit Migrantinnen und Migranten vollzieht sich als Sorge um den ganzen Menschen in Jugendarbeit, Familienarbeit oder Seniorenarbeit, in diakonisch-caritativer Unterstützung und spiritueller Begleitung auf der

Grundlage des christlichen Glaubens und christlicher Werte und im Bewusstsein, dass Kirche „ein multiethnisches Volk Gottes aus den Völkern und unter den Völkern“ ist<sup>57</sup>. Die erforderlichen Angebote können dann reichen vom Rosenkranzgebet über die christliche Familienfreizeit bis zur eher sozialpädagogisch motivierten Jugendarbeit oder Lebenshilfe. Dass die Bewältigung dieser Aufgabe in der Praxis enorme Anstrengungen erfordert, weil mit neuen Konzepten gängige Muster auf allen Seiten in Frage gestellt werden (müssen) – insbesondere in Fragen der Liturgie und des religiösen Lebens in einer Gemeinde –, ist dabei wohl bewusst, insbesondere, wenn man nach Ansatzmöglichkeiten seelsorgerischen, gemeindenahen Handelns mit Jugendlichen fragt. „Wo religiöse Normen nicht einmal mehr Symbolcharakter haben, wird religiöse Belehrung abgewehrt und verstärkt nur die Distanz zu den Kirchen. Für Jugendliche sind kirchliche Angebote, die dominante, religiöse Orientierung signalisieren, von recht geringer Anmutungsqualität. Andererseits besteht gerade in der fremden Heimat ein hoher Bedarf an Wiederherstellung vertrauter, überschaubarer Strukturen, nicht zuletzt in Peer-groups, Cliques und Szenegruppierungen. Deshalb muss Jugendarbeit sich zunächst eindeutig an den Lebenslagen und -bedürfnissen von Jugendlichen orientieren. Alles andere ist chancenlos.“<sup>58</sup>

Andere Zielgruppen dagegen suchen vielleicht gezielt spirituelle Angebote, die in unseren Gemeinden gar nicht mehr vorkommen, bleiben deshalb fern oder provozieren Konflikte. Die Situation dieser Vielfalt an Einzelinteressen ist zusätzlich geprägt von den heutigen Bedingungen und Möglichkeiten von Mobilität. Hier hat sich der „geographische und soziale Lebensradius der Menschen so erweitert, dass bislang noch weitgehend zusammengehörende Lebens- und Pastoralräume zunehmend auseinander fallen. Hinzu kommt, dass die Menschen immer öfter nach Gemeindeorten suchen, die mehr ihren Lebensrhythmen und -situationen entsprechen.“<sup>59</sup> Unter diesen Prämissen muss Orientierung an Lebenslagen auch heißen, Bedürfnisse zusammen zu führen und Verbindung zu schaffen.

#### **4. Integration findet übergreifend in Netzwerken statt**

„Die Pastoral muss ... Formen und Methoden schaffen, die der Katholizität in der Kirche einen Raum geben. Die Migration darf nicht dazu führen, Parallelkirchen zu etablieren, in denen die einen ihren Stamplatz behaupten und die Kirche den anderen nur ein Ghettodasein zuweist.“<sup>60</sup> Damit ist ein hoher Anspruch formuliert, der nicht leicht umzusetzen ist: Wie passen moderne, westliche Glaubensentwürfe mit traditionellen osteuropäischen zusammen, wie eine Beteiligungs-

kirche mit strengen Riten, wie alte östliche Glaubensstraditionen mit denen des Aufbruchs des II. Vaticanums? Wo können mitgebrachte spirituelle Erfahrungen von Aussiedlerinnen und Aussiedlern neue Impulse geben, wo muss sich die Gemeinde weiterentwickeln? Und umgekehrt: Wie können Aussiedlerinnen und Aussiedler mit Laienkatholizismus und einem hohen Maß an Eigenverantwortung zurechtkommen? Wie kann also erreicht werden, dass sich die einen in der Kirche wieder zu Hause fühlen, ohne dass die anderen der Kirche den Rücken kehren?

Diese Fragen bergen ein hohes Konfliktpotential, zu unterschiedlich scheinen manchmal die religiösen Bedürfnisse und Traditionen der Beteiligten zu sein, zu groß manchmal auch die Scheu vor dem Unbekannten. Integration kann hier nur heißen, Zukunftsperspektiven gemeinsam im Dialog zu entwickeln – sowohl auf der Ebene der verantwortlichen Leitungen wie auch zwischenmenschlich vor Ort. In den gemeinsamen Integrationsanstrengungen von neu Angekommenen Aussiedlerinnen und Aussiedlern, solchen, die schon länger ansässig sind, und Einheimischen kann nicht nur das gegenseitige Verständnis der Menschen vor Ort, sondern auch der Kirchen, insbesondere der katholischen, der orthodoxen und der protestantischen, füreinander wachsen.

Die offene und sich öffnende Gemeinde ist das Feld, auf dem konkrete Hilfsange-

bote geleistet werden. Deshalb bedarf es der Herstellung und Stärkung von Synergieeffekten und einer Vernetzung der auf dem Gebiet der Gemeinde und in angrenzenden Bereichen verfügbaren Dienste. Dazu zählen die Dienste anderskonfessioneller Träger ebenso wie nichtkirchliche, staatliche und kommunale Angebote oder ehrenamtliches Engagement. Insbesondere für Aussiedlerinnen und Aussiedler mit ihren sehr inhomogenen und sehr eigenen Glaubenstraditionen sind die bislang vorfindbaren Strukturen fremd, deshalb steht zunächst die „Hilfe zum Ankommen“ im Vordergrund. Der Fokus der Bemühungen liegt dabei gemäß dem christlichen Menschenbild auf dem solidarischen Dienst am Nächsten, nicht auf der Konkurrenz um Klienten und Mitglieder.

Die Gefahr ist groß, in überkommenen Strukturen die klassischen Rollen als Hilfsbedürftige, helfendes Fachpersonal, ehrenamtliche Begleitung zugewiesen zu bekommen oder zu übernehmen. Integration kann aber erfolgreich nur geschehen, wenn niemand auf seine Rolle festgelegt bleibt, sondern die Chance hat, sich weiterzuentwickeln. Das bedeutet für Aussiedlerinnen und Aussiedler, dass sie ihre Fähigkeiten einbringen können müssen, für die einheimischen Gemeindemitglieder, dass sie Lernbereitschaft zeigen und auf Kooperation vertrauen<sup>61</sup>, und für die Hilfsdienste, dass sie gezielt nach dem Subsidiaritätsprinzip die Eigeninitiative von Aussiedler-

innen und Aussiedlern und Gemeinden stärken und vernetzen müssen. Alle Prozesse sind dann nicht als „Top-down“-Projekte anzulegen, sondern unter Beteiligung aller Betroffenen im gemeinsamen Dialog von unten zu entwickeln. So entsteht ein demokratisches, gleichberechtigtes, kommunikatives Zusammenleben, das einerseits geprägt ist vom solidarischen Miteinander, zugleich aber auch die Eigenheiten und Grenzen des anderen achtet. Dieses Modell wird innerhalb des Bistums in der Gemeindeentwicklung bereits verfolgt, Migrantinnen und Migranten müssen jedoch dabei als Gemeindemitglieder noch stärker in den Blick genommen werden. Seelsorge an Migrantinnen und Migranten wird in dieser Beschreibung zu einem exemplarischen Feld für Gemeindeentwicklung in größeren pastoralen Räumen in mobiler Gesellschaft.

## **5. Kirchliche Integration braucht interkulturelle Offenheit, tragfähigen Dialog und ehrenamtliches Engagement**

„Die Gemeinde, die den Fremden aufnimmt, muss ... mit den sozialen Aspekten der Integration beginnen. ... Damit die kulturellen Unterschiede nicht mit Armut verwechselt werden und die Pastoral nicht zu Sozialarbeit verkümmert, muss die Zusammenarbeit zwischen Caritas und Gemeindeführung ausgewogen gestaltet werden. Sie sind miteinander untrennbar verbunden, wobei die Migrantepastoral den

Weg aufzeichnet, auf dem sich die beiden Tätigkeitsbereiche bewegen.“<sup>62</sup>

Integration findet vor allem im persönlichen Nahraum, im zwischenmenschlichen Miteinander, in der Unterstützung in alltäglichen Dingen und im Dialog statt. Daraus erwachsen Verständnis für Meinungen, Positionen und kulturelle Eigenheiten, aber auch die Möglichkeit und Notwendigkeit zur Veränderung von Sichtweisen, die unter veränderten Umständen nicht mehr tragfähig sind. Ein behutsamer, vertrauensfördernder Umgang miteinander kann den Grundstein für einen langfristigen Prozess der Integration legen.

Eine bedeutende Rolle spielt hier insbesondere mit Blick auf die Begegnung der Kulturen die Einbindung von ehrenamtlich Engagierten – sowohl einheimischen wie zugewanderten. Sie bringen vielfältige Kompetenzen mit und sind bereit sie einzusetzen. „Ehrenamtliche sind deshalb besonders glaubwürdig, weil sich ihre Aktivitäten vielerorts gleichermaßen auf persönliche Zuwendung und Unterstützung wie auf die engagierte Anwaltschaft für die Migranten richten, wenn es um strukturelle Problemstellungen geht. Ihr Einsatz ist tragendes Element jeglicher Integrationsarbeit, bei der es gilt, persönliches und gesellschaftliches Begegnen zu fördern, um im Zuge des gegenseitigen Kennenlernens Solidarität zu wecken und ein Klima der Akzeptanz entstehen zu lassen.“<sup>63</sup>

Dialog und menschliches Miteinander bedürfen dabei immer wieder des Anstoßes und der Ermutigung; deshalb sind Hauptamtliche, Hauptberufliche und besonders Verantwortliche in den Gemeinden stets neu gefordert zu motivieren und zu begleiten. Die theologische und pastorale Ausbildung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wird daher zukünftig noch größeren Wert legen müssen auf Fragen der Gemeindeentwicklung in einer multireligiösen und multikulturellen Gesellschaft. Auch Aussiedlerinnen und Aussiedler haben ihre Verantwortung zur Integration beizutragen, denn für die Menschen in den Gemeinden und im sozialen Umfeld von Aussiedlerinnen und Aussiedlern gilt ebenfalls: Auch sie haben ihren gewohnten Lebensraum, der Sicherheiten bietet und im Zusammentreffen mit Fremden Unsicherheiten auslösen kann. „Mut machen“ und „Mut zeigen“ sind die Leitmotive für alle Beteiligten. Die einheimischen Gemeinden wiederum müssen sich bemühen, auf Migrantinnen und Migranten zuzugehen, sie als neue Gemeindemitglieder zu sehen und ihnen den Einstieg zu erleichtern. Diese gegenseitige Öffnung zeigt sich auf zwischenmenschlicher Ebene, muss aber auch in Formen des kirchlichen Zusammenlebens und im Feiern des Glaubens ihren Ausdruck finden, damit die Gemeinde zur Heimat für alle werden kann.

## IV.2 Handlungsoptionen

**AUS DEN FORMULIERTEN** Thesen lassen sich für die diakonische und pastorale Arbeit auf unterschiedlichen Ebenen folgende Handlungsoptionen<sup>64</sup> ableiten:

### • An der Lebenswelt orientieren

Die konkrete Umsetzung dieses diakonischen Auftrages muss je nach Umfeld und Situation vor Ort auf unterschiedliche, den Menschen angepasste Weise erfolgen. Integration als lebensweltorientierte Unterstützung muss dabei aufsuchend im Sinne einer „Gehstruktur“ sein, muss im direkten Umfeld und damit leicht erreichbar („vor der Haustür“) sein und – weil insbesondere Aussiedlerinnen und Aussiedler sehr häufig als Familien in die Gemeinden kommen – sich an Fragen der Familienbegleitung orientieren.<sup>65</sup>

### • Sensibilisieren

Die Sensibilisierung für Hintergründe und Lebenslagen von Aussiedlerinnen und Aussiedlern, von Migrantinnen und Migranten allgemein, muss in der Gemeinde gefördert werden. Zugleich müssen Ängste und Befürchtungen der Gemeinden offen zum Ausdruck gebracht werden dürfen. In der Verbindung beider Anteile kann ein Grundverständnis für den jeweils anderen geschaffen werden, das berücksichtigt, dass Migration, Mobilität und perma-

nenter Wandel Kennzeichen westlicher Gesellschaften sind, die häufig zu schmerzhaften Brüchen führen, etwa durch den Verlust von Heimat (lokal, geistig, geistlich, gesellschaftlich ...).

### • Kulturelle Hintergründe achten

Wenn Menschen aus anderen Kulturkreisen nach Deutschland kommen und sich in der neuen Umgebung nicht sofort zurechtfinden, sind sie dennoch nicht ohne Vorerfahrung, Gewohnheiten und lieb gewonnene Traditionen. Diese auch im fremden Umfeld selbstbewusst einsetzen zu können heißt für Aussiedlerinnen und Aussiedler, sich Eigenständigkeit, Identität und damit Würde zu bewahren. Die Akzeptanz dieser Eigenständigkeit in der Fremde schafft die Grundlage für Verständigung und Integration in den Gemeinden.

Ehrenamtlich eingebundene Migrantinnen und Migranten haben eine große Bedeutung als Brückenbauerinnen und Brückenbauer – sie verstehen die Probleme ihrer Landsleute besser und können eine Vermittlungsrolle übernehmen. Insbesondere Frauen vermitteln als Multiplikatorinnen nicht nur zwischen Einheimischen und Migrantinnen und Migranten, sondern haben auch innerhalb der eigenen Familien eine wichtige integrative Funktion. Die Verantwortung für verschiedene Aufgaben in der Gemeinde sollte deshalb entsprechend der Kompetenzen eingebunden und denen übertragen werden, die sie übernehmen wollen.

Niemand soll dabei jedoch gedrängt, überfordert oder ausgenutzt werden.

„Erwünschte interkulturelle Öffnung setzt jedoch eine geistig-mentale Öffnung sowohl der Organisationen als auch der darin handelnden Personen voraus. Denn es gilt, sich die Bedürfnis- und Lebenswelt von neuen Minderheiten zu erschließen und zu verstehen sowie die eigenen Leistungsangebote an der ethnisch-kulturellen Vielschichtigkeit der Einwanderungsgesellschaft zu orientieren. Dies kann nur gelingen, wenn die interkulturelle Kompetenz der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gezielt gefördert wird.“<sup>66</sup>

Angebote an Aussiedlerinnen und Aussiedler in den Gemeinden müssen also darauf ausgerichtet sein, über die Zusammenarbeit das Zusammenwachsen zu fördern, was wiederum eine Öffnung der Gemeinde und ihrer Mitglieder voraussetzt. Hier ist ein wichtiger Ansatz für diakonische Pastoral in den Gemeinden. „Dass ein ... ‚Unwort‘ wie ‚interkulturelle Öffnung‘ überhaupt existiert, verweist darauf, wie geschlossen viele Bereiche in der Gesellschaft tatsächlich sind.“<sup>67</sup>

## • Kompetenzen fördern

Die vom Deutschen Jugendinstitut als methodisches Instrument entwickelte „Kompetenzbilanz“<sup>68</sup>, die in einem Reflexionsprozess die spezifischen Fähigkeiten und Talente des Einzelnen eruiert, führt zu aktiver Selbstintegration. Geht man bei der

Integration als Bewegung von zwei Seiten – den Aussiedlerinnen und Aussiedlern und den einheimischen Gemeindemitgliedern – aus, so muss dieses Instrument auch zweiseitig angewandt werden. Das wiederum könnte dazu verhelfen, auf beiden Seiten ‚passbare‘ Kompetenzen zu entwickeln, die dann kommunikativen, Gruppen bildenden und identitätsstiftenden Charakter haben und damit zu gegenseitiger Integration durch aktive Selbstintegration führen. Dafür braucht es entsprechende fachliche Anleitung und Begleitung. Auf diese Weise können vorhandene Kompetenzen in der Gemeinde gefördert und nutzbar gemacht werden.

## • Gemeinde vorbereiten

Schon zu einem frühen Zeitpunkt können Gemeindemitglieder auf die Kontaktaufnahme vorbereitet werden, können Verantwortliche für Informations-, Vernetzungs-, Organisationsaufgaben bestimmt werden. Hilfestellung, wie man auf Neue in der Gemeinde zugehen kann, hat hier ebenso ihren Platz wie die Klärung der Frage, wer wann mit welchem Material z.B. im Pfarrheim Angebote durchführen kann und darf und ob es dafür auch beratende Unterstützung gibt. Ankunft und Aufnahme werden erleichtert, wenn Kontakte schon im Vorfeld der Ausreise bestehen.

## • Orientierungen bieten und Atmosphäre schaffen

# Fremde Deutsche

Neu Ankommende sind im wahrsten Sinne des Wortes orientierungslos, selbst in den einfachsten Dingen des Lebens – sei es, dass die Sprache eine Barriere bildet, sei es, dass die Strukturen völlig andere sind. Viel hängt von der Atmosphäre und den ersten Eindrücken ab: Ist jemand für mich da? Bin ich willkommen? Nimmt mich jemand „an die Hand“? Kann ich mich angemessen und ungekünstelt mit eigenen Fähigkeiten einbringen (vom Hecken-schneiden im Pfarrgarten bis zum Auftritt beim Sommerfest)? Versteht jemand ansatzweise meine Sprache? Besteht ein Interesse daran und an meiner Kultur? Gibt es ein Begrüßungsschreiben in meiner Sprache? Gibt es eine kurze Begrüßung in meiner Sprache im Gottesdienst? Findet sich meine Sprache im Gottesdienst – oder bei anderen Veranstaltungen – in einzelnen Elementen wieder? Solche Fragen sollten bedacht werden.

## • Rollen einüben

Vorbereitung heißt auch, sich mit der eigenen Rolle und Verantwortung auseinander zu setzen und dafür Begleitung zu erhalten. Auch engagierte, ehrenamtliche Gemeindemitglieder sind hier oft Lernende, die nicht alleine gelassen werden wollen.

## • Zur Kooperation motivieren

Bestehende Angebote wie Jugendgruppen, Chor, Krabbelgruppe, Ferienfreizeiten, Hausaufgabenhilfen, Familienkreise

etc. können attraktive Orte der Begegnung sein. Oft sogar freuen sie sich über Zuwachs. Diese Chance gilt es zu erkennen und wahrzunehmen, deshalb müssen gerade solche gemeindlichen Gruppen zur Öffnung und zum offensiven Aufeinander-Zugehen motiviert und Netzwerke geschaffen werden.

Gute Chancen zur Ansprechbarkeit und Integration ergeben sich insbesondere bei Jugendlichen, weil sie selbst noch auf der Suche nach dem eigenen Lebensentwurf sind, sich also auch eher auf neue Rollen, auf neue Beziehungen und auf das Ausprobieren einlassen. Das gilt sowohl für jugendliche Aussiedlerinnen und Aussiedler als auch für andere jugendliche Gemeindemitglieder. Das Wissen darum reicht jedoch nicht aus. Zur Kontaktaufnahme und Begegnung ist weiter zu berücksichtigen, dass auf allen Seiten vorgeprägte Meinungen und Bilder vom jeweils anderen existieren – auch wenn die Bereitschaft vorhanden ist, diese zu verändern. Für diese Veränderung ist die Schaffung eines Klimas notwendig, in dem sie sich langsam und ungezwungen entfalten kann. Dieses Klima entsteht am ehesten dort, wo junge Menschen miteinander mit einem Projekt beschäftigt sind, das allen das Einbringen eigener Kompetenzen, Talente und Meinungen ohne Druck ermöglicht und das zugleich Spaß macht.

In ähnlicher Weise müssen Ansätze für die Integration von Erwachsenen konzi-

piert werden. Hier stehen die bereits erworbenen Fähigkeiten und Kompetenzen im Vordergrund. Dass Meinungen und Sichtweisen fester gefügt sind als bei Jugendlichen, alte Werte und Traditionen eine viel höhere Bedeutung haben und viel Kraft und Zeit in die Lebens- und Familiensicherung gesteckt werden muss, erscheint dabei zunächst als Hindernis. Gerade die dafür nötigen Fähigkeiten und Fertigkeiten können jedoch bewusst gemacht werden und damit das Selbstbewusstsein stärken. Im Umgang mit anderen können die Beteiligten davon profitieren.

## • Konflikte bewältigen

Irgendwann wird es zu Konflikten kommen – wenn nicht schon im Vorfeld, dann später, wenn es um unterschiedliche Interessen geht. Auf solche Konflikte müssen Gemeindeglieder vorbereitet sein, um Frustrationen zu vermeiden und Probleme lösungsorientiert angehen zu können. Zumindest sollte klar sein, wen man in schwierigen Situationen um Hilfe bitten kann.

## • Ausschuss im Pfarrgemeinderat bilden

Für viele Bereiche gibt es im Pfarrgemeinderat eigene Ausschüsse. Ein solcher sollte auch für Fragen der Migration und Integration gebildet werden. Dabei ist es sinnvoll darauf zu achten, dass dort insbesondere kompetente Frauen und Männer aus migrierten Familien vertreten sind. Außerdem sollten Fachleute und Beraterinnen

und Berater, ggf. Dolmetscherinnen und Dolmetscher eingebunden werden.

## • Informationen zugänglich machen

Information und Kommunikation sind Grundvoraussetzungen für eine gelingende Integration überhaupt. Deshalb müssen Informationen transparent und verständlich sein. Um allen einen offenen, ungehinderten und unverbindlichen Zugang zu schaffen, braucht es Informationsorte, etwa Sprechzeiten, ein schwarzes Brett, regelmäßiger Pfarrbrief o.Ä., – natürlich mehrsprachig.

## • Elternarbeit verstärken

Kindertagesstätte und Schule, aber auch spezifische Angebote in der Gemeinde bieten Möglichkeiten für vielfältige Kommunikation zwischen Müttern/Vätern und jüngeren Kindern. Häufig findet ein Austausch unter Müttern und manchmal Vätern „zwischen Tür und Angel“ statt, Eltern lernen sich zwanglos kennen und Kinder spielen in ihren Gruppen ungezwungen miteinander. Sie lernen spielerisch in einer multikulturellen Welt zu leben. Solche Räume und Gelegenheiten gilt es bewusst zu fördern. Deshalb ist es unbedingt nötig, in den Kindertagesstätten Plätze gerade für Kinder aus Migrantenfamilien bereit zu stellen.

## • Niedrigschwellige Angebote bereitstellen

Angebote, die offen sind, an denen sich jeder leicht und ohne großen Aufwand beteiligen kann, die es aber trotzdem er-



möglichen, sich einzubringen, bieten die Möglichkeit, sich ungezwungen kennen zu lernen und erleichtern die gegenseitige Kontaktaufnahme (z.B. Nationalitätenbuffet, Party, Gemeindefest, Jugendclub, Besuchs- und Begrüßungsdienste, Lieder- und Singkreise mit internationalen Liedern, Spiele, Fußballspiel, Wandern, Grillen etc.). Oft werden dabei vielfältige Kompetenzen und Fähigkeiten sichtbar, die gefördert und in die Gemeinde eingebracht werden können.

## • **Erzählräume schaffen**

Damit Menschen Vertrauen zueinander finden können, brauchen sie Geschichten aus der eigenen Geschichte. Wo frei erzählt und interessiert zugehört wird, können gegenseitiges Verständnis und Vertrauen wachsen. Dadurch können Vorbehalte abgebaut werden.

## • **Sich über Glaubensfragen verständigen**

Die Traditionen des Glaubens sind sehr unterschiedlich. Ein Austausch über Fragen des eigenen Glaubens kann einerseits Verständnis für den anderen schaffen, andererseits eine Selbstvergewisserung bedeuten und im günstigen Fall zu einer gegenseitigen Bereicherung führen. Über den eigenen Glauben zu reden kostet häufig jedoch auch Überwindung, wenn es um sehr Persönliches geht. Am Beginn stehen daher häufig ganz einfache Fragen, z.B. zum Ablauf des Gottesdienstes, zu Bräuchen und Traditionen, zu Liedern

im Gotteslob, zur Sakramentenpastoral etc. Diese Fragen sind Anknüpfungspunkte für erste Gespräche, können aber auch weiter führen zu intensiverem Austausch.

## • **Eigene Glaubensformen erhalten**

Bei aller Bereitschaft sich auf neue Glaubensformen und vielleicht auch Glaubensinhalte einzulassen, bietet der eigene Glaube Heimat. Deshalb müssen auch traditionelle Formen des eigenen Glaubens möglich bleiben. Die Kirchengemeinde wird prüfen, inwieweit sie Räume zur Verfügung stellen, in gemeinsamen Feiern kooperieren, an Feiern teilnehmen oder neue Formen des Feierns und der Spiritualität entwickeln kann. Wichtig ist, dass die Feier eigener Glaubensformen kein Fremdkörper in der Gemeinde bleibt, sondern zum bereichernden Bestandteil werden kann. Dazu ist die Einbindung in gemeindliche Strukturen – Gottesdienstplan, Veranstaltungskalender, Veröffentlichungen, Pfarrgemeinderat, Planungsausschuss etc. – unabdingbar.

## • **Gottesdienste mit mehrsprachigen Elementen feiern**

Wenn der Gemeinde Menschen anderer Sprache angehören, sollte es möglich sein, diese Tatsache immer wieder im Gottesdienst zu berücksichtigen. Solche Elemente schaffen Aufmerksamkeit für die migrierten Gemeindemitglieder und sind eine Geste der Gastfreundschaft<sup>69</sup>. Dabei

ist auch die Form der Feier selbst zu berücksichtigen. Mit Blick auf vergangene Kirchenerfahrung der Aussiedlerinnen und Aussiedler kann es sinnvoll sein, den Gemeinschaftsaspekt des Gottesdienstes hervorzuheben.

## • **Über den Tellerrand blicken**

Gemeinde ist keine Insel und oft gibt es im näheren Umfeld Hilfen, Modelle, Tipps. Daher sollte man auch Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, Beratungsfachleute etc. von anderen Trägern und Einrichtungen in die Gemeinde holen und Kooperation mit örtlichen Vereinen, Geschäften, Verbänden anstreben.

## • **Fachkompetenz zur Verfügung stellen**

Durch qualifizierte Hilfe von Fachkräften werden Menschen mit Migrationshintergrund in speziellen Lebensfragen gezielt unterstützt. Sie brauchen diese professionelle und fachspezifische Hilfe in Fragen der Lebensbewältigung, etwa im Umgang mit Geld-, Arbeits- und Wohnungsangelegenheiten. Ehrenamtliche, die diesen Prozess unterstützen, benötigen ebenso Begleitung und Förderung. Deshalb gilt es, fachliches Know-How zur Verfügung zu stellen, zu erhalten und auszubauen und für die kontinuierliche Aktualisierung Sorge zu tragen.

## • **Aussiedlerinnen und Aussiedler und Gemeinden in den Blick nehmen**

Sowohl Aussiedlerinnen und Aussiedler wie auch die Mitglieder der Gemeinden brauchen im Integrationsprozess spezifische Unterstützung und Hilfen. Dazu bedarf es einerseits der ausgewiesenen Fachlichkeit, daneben aber auch einer Art Moderationsrolle. Unterstützende Einrichtungen der Kirche wie z.B. die Caritasverbände, Familienbildungsstätten, Gemeindeberatung etc. sollten diese Aufgaben der Vernetzung übernehmen bzw. engagieren sich bereits in diesem Sinne.

## • **Mit Ressourcen ausstatten**

Damit fachliche Hilfe vernetzt zwischen Ehrenamtlichen, Hauptberuflichen und Hauptamtlichen gelingen kann, braucht es die nötige Ausstattung mit finanziellen Mitteln, professionellem Personal und den entsprechenden zeitlichen Ressourcen. Für die professionelle Gemeindeberatung liegt hier ein großes Aufgabenfeld. Selbst wenn in den Gemeinden viele Dinge eigenverantwortlich und mit hohem Engagement bewältigt werden, bietet die Gewissheit, bei Bedarf Beratung, Unterstützung und Begleitung erhalten zu können, Sicherheit und Rückhalt und erhöht die Motivation.

## V. Resümee

**DIE ERGEBNISSE DER** vorliegenden Untersuchung lassen die bisherige Form der Seelsorge mit Aussiedlerinnen und Aussiedler als überprüfungsbedürftig erscheinen.

Die Gründe liegen zum einen darin, dass Aussiedlerinnen und Aussiedler trotz ihres begründeten Selbstverständnisses als Deutsche dennoch mit Problemen zu recht kommen müssen, die von ihrer Migration herrühren. Damit aber unterscheiden sie sich in dieser Frage nur noch graduell von anderen Nationalitäten oder Ethnien. Das bedeutet für weitere konzeptionelle Überlegungen, dass diese sich an den Lebenswelten und den tatsächlichen Bedürfnissen der Menschen mit Migrationshintergrund orientieren müssen und nicht an immer brüchiger werdenden Kategorien auf der Grundlage ethnischer oder nationaler Zuordnungen. Das Kapitel „Perspektiven“ hat dazu Orientierungspunkte und Handlungsoptionen bereitgestellt.

Zum anderen haben sich mit den Gesellschafts- auch die Gemeindestrukturen gewandelt und sind weiter im Umbruch begriffen. Die territoriale Gemeinde verliert an Bedeutung zugunsten von Seelsorgeeinheiten, pastoralen Räumen und darin wirkenden Gemeinschaften, Gruppen und Organisationen. Die Mobilität

nimmt weiter zu, die Individualisierung erhöht den Planungs- und Kommunikationsaufwand. Mit dem Erfordernis, die gemeindlichen Zusammenhänge in einem solchen Umfeld neu zu strukturieren, ist die Notwendigkeit verbunden, das ehrenamtliche Engagement zu aktivieren, zu vernetzen und zu begleiten sowie die Eigenverantwortung und die Solidarität der Menschen in den Gemeinden zu stärken, wenn der diakonische Auftrag jeder und jedes Einzelnen neue gestalterische Kraft gewinnen soll. Das bedeutet eine Neuorientierung in den Ansätzen und Aufgaben der diakonischen Pastoral.<sup>70</sup>

Solche neuen Ansätze finden sich bereits heute dort, wo pastorale Projekte mit Menschen mit Migrationshintergrund wirklich gelingen: Es sind Projekte, die nicht eindimensional auf eine Zielgruppe konzentriert bleiben, sondern alle Nationalitäten vor Ort – auch die deutsche – ebenso mit einbeziehen wie andere Konfessionen – auch nicht-christliche – und deren schöpferische Kraft sich entfalten lassen. Damit eröffnen sich die Möglichkeiten, voneinander zu lernen, sich gegenseitig mit den je vorhandenen Kompetenzen zu unterstützen, die Lebenswelten der Menschen wahrzunehmen und daran teilzunehmen, sich selbst dabei weiter zu entwickeln und

als Gemeinde zu wachsen.

Damit eine so ausgerichtete diakonische Pastoral gelingen kann bedarf es allerdings nicht nur des guten Willens des Einzelnen, sondern einer strukturellen Absicherung und der Vernetzung der Institutionen mit caritativen und diakonischen Aufgaben vor Ort. Zugleich ist insgesamt eine starke Verzahnung von Pastoral und Caritas auf allen Ebenen notwendig, damit insbesondere im Zusammenhang der Seelsorge mit Benachteiligten – etwa

Migrantinnen und Migranten – neben der Fachkompetenz in lebensweltlichen Beratungsfragen auch das solidarische Engagement im Bistum und den Gemeinden stärker zum Tragen kommt. Die diakonische Präsenz und der missionarische Auftrag von Kirche müssen dabei maßgebend sein.<sup>71</sup> In diesem Sinne ist Aussiedlerseelsorge also Migranten-seelsorge, die zugleich stattfindet unter den veränderten Bedingungen diakonischer Pastoral.



*Foto: KNA / Seelsorge für katholische Deutsche aus Russland, Königstein*

## Mitarbeit

### **Planung und Umsetzung:**

- Norbert Koch, Leiter des Fachbereichs Diakonie im Bischöflichen Generalvikariat Hildesheim
- Hedwig Mehring, Referentin, Referat Migration im Caritasverband für die Diözese Hildesheim e.V.
- Gregor Schneider-Blanc, Referent im Fachbereich Diakonie des Bischöflichen Generalvikariats Hildesheim

### **Wissenschaftliche Begleitung und inhaltliche Unterstützung:**

- Prof. Dr. Friedhelm Vahsen, Fachhochschule Hildesheim / Holzminden / Göttingen sowie die Studierenden seiner Seminare
- Martina Wadenpohl, Sozialpädagogin
- Hermann Uihlein, Beauftragter für Flüchtlings- und Aussiedlerfragen beim Deutschen Caritasverband
- Pfr. Otto Pischel, Diözesanbeauftragter der Diözese Hildesheim für die Seelsorge für die Vertriebenen und Aussiedler
- P. Eugen Reinhardt, Visitator und Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz mit der Seelsorge für katholische Deutsche aus Russland
- Dr. Wendelin Mangold, Mitarbeiter der Seelsorgestelle für katholische Deutsche aus Russland
- Bernhard Dittrich, Leiter der Caritasstelle in der Landesstelle Unna-Massen und Diö-

zesanreferent für Aussiedler im Erzbistum Paderborn

- Bernhard Plümpe, Referent im Bereich Pastoral des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz
- Pfr. Christian Heim, St. Hedwig, Unna-Massen, Beauftragter für die Aussiedlerpastoral im Erzbistum Paderborn

### **Befragung / Praxisberichte**

- Pfr. Wolfgang Krzizanowski, Dechant im Dekanat Bremen-Nord
- Rüdiger Lautenbach, Jugendgemeinschaftswerk, Caritasverband Bremen-Nord e.V.
- Eva Haverland, Aussiedlersozialdienst, Caritasverband Bremen-Nord e.V.
- die Beratungsstellen der Caritas im Grenzdurchgangslager Friedland sowie in Stade, Hannover, Wolfenbüttel, Wolfsburg, Bremen und Peine, die Jugendgemeinschaftswerke der Caritas in Hannover und Braunschweig
- Pfarrgemeinden in Stade, Wolfenbüttel, Bremen, Bremerhaven, Wolfsburg, Braunschweig, Peine

### **Redaktion**

- Gregor Schneider-Blanc
- Norbert Koch
- Hedwig Mehring

## Anmerkungen

<sup>1</sup> *Kriegsfolgenbereinigungsgesetz* vom 21. Dezember 1992 (BGBl. I S. 2094), hier: § 4 Spätaussiedler.

<sup>2</sup> Vgl. Langendörfer, P. Dr. Hans SJ, *Die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz – Grundlinien der Neuordnung*, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Kirche und Heimat - Die katholische Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge in Deutschland*, Arbeitshilfe Nr. 146, Bonn 1999.

<sup>3</sup> Der Begriff Gemeinde wird im Folgenden nicht weiter differenziert und verstanden als Bezeichnung sowohl für territoriale Strukturen (Pfarrei, Seelsorgeeinheit, pastoraler Raum etc.) als auch für die in Gemeinschaft lebenden Christinnen und Christen in einer solchen Struktur.

<sup>4</sup> Die folgenden Überlegungen basieren auf: Evangelische Kirche in Deutschland und Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), ... *und der Fremdling, der in deinen Toren ist*, Gemeinsames Wort der Kirchen zu Herausforderungen durch Migration und Flucht, Gemeinsame Texte Nr. 12, Bonn 1997.

<sup>5</sup> Vgl. z.B. das gemeinsame Wort der Kirchen: ... *und der Fremdling, der in deinen Toren ist* (s. Anm. 4), den Beschluss der Hildesheimer Diözesansynode von 1989/90 zum Stichwort „Gerechtigkeit und Frieden in der Welt“ im vierten pastoralen Bewährungsfeld in: Bistum Hildesheim (Hg.), *Kirche und Gemeinde - Gemeinschaft mit Gott, miteinander, für die Welt. Diözesansynode Hildesheim 1989/90*, Hildesheim 1990, S. 115–120, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Eine Kirche in vielen Sprachen und Völkern, Leitlinien für die Seelsorge an Katholiken anderer Muttersprache*, Arbeitshilfe Nr. 171, Bonn 2003 oder Generalsekretariat des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (Hg.), *Zuwanderung gestalten, Politische und gesellschaftliche Aspekte der Migration*, Diskussionspapier des Arbeitskreises für Ausländerfragen des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Bonn 1996.

<sup>6</sup> Die im Folgenden dargestellten Befunde beruhen auf den Ergebnissen der Untersuchung Wadenpohl, Martina, *Zur Lebenslage und sozialen Identität von Aussiedlern*, Diplomarbeit zur staatlichen Abschlussprüfung der Fachrichtung Sozialpädagogik / Sozialarbeit, Fachhochschule Hildesheim/ Holzminden/ Göttingen, 2003 sowie auf: Vahsen, Friedhelm, *Ergebnisse des qualitativen Forschungsseminars Leben in der Fremde – zur Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Deutschland*, Fachhochschule Hildesheim/ Holzminden/ Göttingen, unveröffentlichtes Manuskript 2003, ohne Seitenangaben..

<sup>7</sup> Die Pisa-Studie hat diesen Sachverhalt eindrücklich gezeigt: „Schon ein erster Blick ... lässt einen strukturellen Unterschied in der Bildungsbeteiligung zwischen Kindern aus deutschen und gemischten Ehen und Kindern, deren beide Eltern nach Deutschland zugewandert sind, erkennen. Der Hauptschulbesuch (bei Jugendlichen aus reinen Zuwanderungsfamilien, A.d.V.) beträgt noch knapp 50 Prozent, und ein relativer Gymnasialbesuch von 15 Prozent macht die Distanz zu dieser Schulform sichtbar.“ Zit. nach Baumert, Jürgen u.a. im Auftrag der Kultusminister der Länder der Bundesrepublik Deutschland und in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Bildung und Forschung, *OECD-PISA – Programme For International Student Assessment, Schülerleistungen im internationalen Vergleich*, <http://www.lernnetz-sh.de/pisa/docs/pisa2000.pdf>, o. J., S. 37. Ebenso belegt die Studie die hohe Bedeutung des Zusammenhangs von Kompetenzerwerb und sozialer Herkunft in Deutschland (a.a.O. S. 39). Zu absoluten Zahlen vgl. die Jahresstatistiken Aussiedler des Bundesverwaltungsamtes, Köln.

<sup>8</sup> Vahsen, Friedhelm, a.a.O.

<sup>9</sup> Strobl, Rainer; Kühnel, Wolfgang, *Dazugehörig und ausgegrenzt – Analysen zu Integrationschancen junger Aussiedler*, Weinheim–München 2000, S. 26;

<sup>10</sup> Ruttman, Hermann, *Kirche und Religion von Aussiedlern aus den GUS-Staaten*, REMID – Religionswissenschaftlicher Medien- und Informationsdienst e.V. Marburg 1996, S. 40ff.

<sup>11</sup> Dietz, Barbara; Roll, Heike, *Jugendliche Aussiedler – Porträt einer Zuwanderergeneration*, Frankfurt–New York 1998, S. 43.

<sup>12</sup> Dietz, Barbara; Roll, Heike, a.a.O. S. 44.

<sup>13</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden: Wadenpohl, Martina, a.a.O., Teil II: Interview Frau V.; Interview Frau K.

<sup>14</sup> Ruttmann, Hermann, a.a.O. S. 41

<sup>15</sup> Diese Feststellung deckt sich mit der Beobachtung, dass Aussiedlerinnen und Aussiedler von den Beratungsangeboten – auch den kirchlichen – primär diejenigen in Anspruch nehmen, die Hilfe zur praktischen Lebenshilfe bieten. Vgl. die Ergebnisse der Befragung in Kap. III. dieser Untersuchung

<sup>16</sup> Wadenpohl, Martina, a.a.O. S. 91

<sup>17</sup> Dietz, Barbara; Roll, Heike, a.a.O. S. 43f., zit. nach Wadenpohl, Martina, S. 89

<sup>18</sup> *Aussiedlerstatistik seit 1950*, in: Der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten (Hg.), *Zahlen–Daten–Fakten, Info-Dienst Deutsche Aussiedler Heft Nr. 116*, September 2003, S. 10. Die Prozentangaben sind hier und im Folgenden berechnet nach den jeweils aufgeführten absoluten Zahlen.

<sup>19</sup> *Aussiedlerstatistik seit 1950*, ebd.

<sup>20</sup> *Aussiedlerstatistik seit 1950*, ebd.

<sup>21</sup> *Statistik Religionszugehörigkeit Januar–Dezember 1996*, in: Bundesverwaltungsamt Köln, *Jahresstatistik Aussiedler 1996*, Hierbei gilt es zu berücksichtigen, dass in den Zahlen „anderes Bekenntnis“ auch Aussiedlerinnen und Aussiedler orthodoxen Glaubens erfasst waren, die erst ab 1997 gesondert ermittelt wurden.

<sup>22</sup> evangelisch: 1996: 59,09%, absolut: 6.787, 2002: 51,49%, absolut: 4.053; katholisch: 1996: 18,10%, absolut: 2.079, 2002: 16,22%; absolut: 1.277; andere Bekenntnisse (einschl. Orthodoxe): 1996: 22,80%, absolut: 2.619, 2002: 19,49%; absolut: 1.534; *Statistik Religionszugehörigkeit Januar–Dezember 1996*, ebd; *Statistik Religionszugehörigkeit Januar–Dezember 2002*, in: Der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten (Hg.), a.a.O., S. 20. Berücksichtigt man dabei, dass sich die katholischen Aussiedlerinnen und Aussiedler innerhalb Niedersachsens noch einmal auf die Bistümer Osnabrück und Hildesheim sowie auf den Offizialatsbezirk Vechta-Oldenburg verteilen, werden mit den zuziehenden katholischen Aussiedlerinnen und Aussiedlern nicht annähernd die Kirchengaustritte im Bistum Hildesheim ausgeglichen. Das Bistum

Hildesheim verzeichnete im Jahr 2002 4.437 Kirchengaustritte (Angaben lt. Stelle für Statistik im Bischöflichen Generalvikariat Hildesheim).

<sup>23</sup> *Statistik Religionszugehörigkeit Januar–Dezember 1997*, in: Bundesverwaltungsamt Köln, *Jahresstatistik Aussiedler 1997*. Das Bundesverwaltungsamt fasst Angehörige russisch-orthodoxen und griechisch-orthodoxen Glaubens in einer gemeinsamen Zahl zusammen.

<sup>24</sup> Dietz, Barbara; Roll, Heike, a.a.O. S. 43f. Die Autorinnen unterscheiden nicht zwischen unterschiedlichen Richtungen orthodoxen Glaubens.

<sup>25</sup> *Statistik Religionszugehörigkeit Januar–Dezember 2002*, in: Der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten (Hg.), a.a.O., S. 20.

<sup>26</sup> Zum „Fremden“ als Konstruktionsleistung des „Eigenen“ vgl. Bukow, Wolf-Dietrich, *Aneignen und fremd machen. Über Einheimische und Fremde in einer Gesellschaft ohne Zentrum*, in: Kawamura-Reindl, Gabriele; Keicher, Rolf; Krell, Wolfgang (Hrsg.), *Migration, Kriminalität und Kriminalisierung – Herausforderungen an soziale Arbeit und Straffälligenhilfe*, Freiburg 2002, S. 13ff.

<sup>27</sup> Zur wissenschaftlichen Diskussion diverser Ansätze in Soziologie und Migrationsforschung vgl. Strobl, Rainer; Kühnel, Wolfgang, a.a.O., S. 40ff.

<sup>28</sup> Kawamura-Reindl, Gabriele, *Der „kriminelle Aussiedler“ – das neue Problemkind der Institutionen sozialer Kontrolle?*, in: Kawamura-Reindl, Gabriele; Keicher, Rolf; Krell, Wolfgang (Hrsg.), a.a.O., S. 57.

<sup>29</sup> Kawamura-Reindl, Gabriele, a.a.O. S. 58.

<sup>30</sup> Kawamura-Reindl, Gabriele, a.a.O. S. 58.

<sup>31</sup> Grinberg, Léon; Grinberg, Rebeca, *Psychoanalyse der Migration und des Exils*, München–Wien 1990, zit. nach Kawamura-Reindl, Gabriele, a.a.O., S. 59.

<sup>32</sup> Kawamura-Reindl, Gabriele, a.a.O., S. 59f.

<sup>33</sup> Zum Ansatz lebensweltbezogener Arbeit: Thiersch, Hans, *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel*, Weinheim–München 2003. Eine prägnante Zusammenfassung findet sich in seinem Vortrag „Lebensweltorientierte Soziale Arbeit“ während der Tagung „Treffpunkt Straße – Bestandsaufnahme und Perspektiven von Straßensozialarbeit / Mobiler Jugendarbeit in Deutschland und weiteren europäischen Ländern“ vom 7.–8.11.1995 an der FH Potsdam, <http://www.fh-potsdam.de/~Sozwes/projekte/steffan/final/frames.htm>, S. 3ff.

- <sup>34</sup> Den gleichen Leitgedanken des Lebenslagenkonzeptes finden wir in vielen anderen Bereichen der sozialen und sozialpädagogischen Arbeit, etwa im Kinder-, Jugend-, Familien- oder Seniorenbereich, insbesondere dann, wenn es um Persönlichkeits- und Identitätsentwicklung und /oder -stabilisierung geht.
- <sup>35</sup> Kawamura-Reindl, Gabriele, a.a.O. S. 62.
- <sup>36</sup> *Rahmenkonzept für die Aussiedlerseelsorge*, unveröffentlichte Diskussionsvorlage der 142. Sitzung des Ständigen Rates der Deutschen Bischofskonferenz am 26. August 2002 in Würzburg.
- <sup>37</sup> Rahmenkonzept, a.a.O., S. 1.
- <sup>38</sup> Hauptabteilung Pastoral im Bischöflichen Generalvikariat und Caritasverband für die Diözese Hildesheim e.V. (Hg.), *Studie zu Aussiedlerseelsorge im Bistum Hildesheim*, in: *Norddeutscher Caritasbrief Nr. 12.1992 / 1.1993*.
- <sup>39</sup> *Situation der Seelsorge für russlanddeutsche Spätaussiedler* – Auswertung des Fragebogens, unveröffentlichte Untersuchungsergebnisse für das Bistum Hildesheim, 13.4.1999.
- <sup>40</sup> Z.B. Eröffnung und Gestaltung von Glaubenswegen für Firmbewerberinnen und -bewerber und für Erwachsene, Hilfen zur Bewältigung des Alltags in Deutschland, Begegnungstreffen in der Gemeinde, Deutschkurse etc.
- <sup>41</sup> Diese Angabe bezieht sich auf das Jahr 2003. Auf Grund zurückgehender Bundesmittel ist in Kürze auch ein Rückgang der Zahl der Beratungsstellen im Bistum zu erwarten.
- <sup>42</sup> Caritas-Beratungsstelle Stade und Pfarrgemeinde Hl. Geist, Stade.
- <sup>43</sup> Hier ist zu berücksichtigen, dass die Antworten von Beratungsstellen naturgemäß im Rahmen ihres Arbeitsauftrages erfolgen. Antworten aus einer gezielten Gemeindeperspektive hätten möglicherweise eine andere Gewichtung erfahren.
- <sup>44</sup> *Situation der Seelsorge für russlanddeutsche Spätaussiedler* – Auswertung des Fragebogens, unveröffentlichte Untersuchungsergebnisse für das Bistum Hildesheim, 13.4.1999
- <sup>45</sup> Zu möglichen Ursachen vgl. Ruttmann, Hermann, a.a.O., S.40,
- <sup>46</sup> *Situation der Seelsorge für russlanddeutsche Spätaussiedler* – Auswertung des Fragebogens, unveröffentlichte Untersuchungsergebnisse für das Bistum Hildesheim, 13.4.1999
- <sup>47</sup> Eine Rückmeldung in der Untersuchung von 1999 benennt auf die Frage nach konkreten Beobachtungen explizit die „volle(!) Integration in weltliche(!) Muster“ (Hervorhebungen durch die Verfasser) bei gleichzeitigem „Fernbleiben von Kirche“.
- <sup>48</sup> Caglar, Gazi, *Eine Brücke in die Zukunft – Interkulturelle Öffnung als tragfähiges Gesellschaftskonzept*, in: *Betrifft – Zeitschrift der Ausländerbeauftragten des Landes Niedersachsen*, Nr.2/2003, S. 5.
- <sup>49</sup> Die mangelnde Repräsentativität der Erhebung lässt leider keine sicheren Schlüsse und Verallgemeinerungen zu, mag aber als Hinweis dienen.
- <sup>50</sup> Vöcking, Hans, *Eine Chance für die Katholizität der Kirche*, in: *Ost-West, Europäische Perspektiven*, Nr. 3/2003, S. 189.
- <sup>51</sup> Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Eine Kirche in vielen Sprachen und Völkern, Leitlinien für die Seelsorge an Katholiken anderer Muttersprache*, Arbeitshilfe Nr. 171, Bonn 2003.
- <sup>52</sup> Bistum Hildesheim (Hg.), *Kirche und Gemeinde – Gemeinschaft mit Gott, miteinander, für die Welt. Diözesansynode Hildesheim 1989/90*, Hildesheim 1990, S. 115.
- <sup>53</sup> Schmälzle, Udo, *Diakonische Pastoral – Geschichte, Dimensionen, Perspektiven*, Referat zum Tag der Räte am 10. März 2001 im St. Burkardushaus Würzburg, [http://www.bistum-wuerzburg.de/bwo/opencms/pictogramme/download/rueckenwind/diak\\_past\\_schmaelzle\\_210601/pdf](http://www.bistum-wuerzburg.de/bwo/opencms/pictogramme/download/rueckenwind/diak_past_schmaelzle_210601/pdf), S. 39f.
- <sup>54</sup> Vöcking, Hans, a.a.O., S. 183.
- <sup>55</sup> Schmälzle, Udo, a.a.O., S. 39.
- <sup>56</sup> Haslinger, Herbert, *Diakonie zwischen Mensch, Kirche und Gesellschaft*, Würzburg 1996, S. 655.
- <sup>57</sup> Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Eine Kirche in vielen Sprachen und Völkern*, a.a.O., S. 22.
- <sup>58</sup> Vahsen, Friedhelm, a.a.O.
- <sup>59</sup> Tebartz-van Elst, Franz-Peter, *Pastorale Lebensräume in mobiler Gesellschaft*, zit. nach Belok, Manfred, *Kooperative Pastoral – Zauberwort oder pastoraler Paradigmenwechsel*, in: *Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück*, Nr. 10/2002, S.301.
- <sup>60</sup> Vöcking, Hans, a.a.O., S. 186.
- <sup>61</sup> „Auch die Einheimischen sind ja durch die starke Modernisierung der letzten Jahre enturzelt worden, ohne dass sie ihren Ort verlassen hätten. Die Erfahrung der Entwurzelung verschiedener Art



kann auch etwas sehr Verbindendes zwischen Menschen hervorbringen. Das ist ein Stoff für Freundschaften...“, Lachauer, Ulla, in: Deutsches Kulturforum Europa e.V. (Hg.), *Russlanddeutsche heute – Identität und Integration*, Dokumentation der gleichnamigen Podiumsdiskussion im Rahmen der Reihe Potsdamer Forum am 27.01.2003, Potsdam 2003, S. 55.

<sup>62</sup> Vöcking, Hans, a.a.O., S. 187f.

<sup>63</sup> Uihlein, Hermann, *Migration und Integration*, Vortrag bei der Fachtagung des Bundesministeriums des Innern u.a. „Integration und bürgerschaftliches Engagement bei Spätaussiedlern“ am 27.11.2001, <http://www.ehrenamt.de/sec11/index2.htm>.

<sup>64</sup> Vgl. auch katholische-russlanddeutsche.de, Button ‚Ueber uns‘, Abschnitt ‚Was kann eine katholische Pfarrgemeinde tun?‘

<sup>65</sup> Vgl. hierzu: Landeshauptstadt München, Direktorium, Stelle für interkulturelle Zusammenarbeit (Hg.), *Orientierung in München – Evaluation des Pilotprojektes „Orientierungskurs für Neuzuwanderinnen und Neuzuwanderer“*, München 2003, sowie Deutsches Jugendinstitut (Hg.), *Integration beginnt im sozialen Nahraum – Perspektiven und Zukunftsaufgaben der Integrationsarbeit*, Dokumentation des Werkstattgesprächs am 18.11.2002, München 2003; Deutsches Jugendinstitut (Hg.), *Der soziale Nahraum in seiner Integrationsfunktion für Familien ausländischer Herkunft – Ein innovativer Ansatz der Familienbildung*, Abschlussbericht zum gleichnamigen Projekt, München 2003.

<sup>66</sup> Caglar, Gazi, a.a.O., S. 6.

<sup>67</sup> Caglar, Gazi, a.a.O., S. 7.

<sup>68</sup> Deutsches Jugendinstitut (Hg.), *Der soziale Nahraum in seiner Integrationsfunktion für Familien ausländischer Herkunft – Ein innovativer Ansatz der Familienbildung*, Abschlussbericht zum gleichnamigen Projekt, München 2003, S. 14ff.

<sup>69</sup> Dabei ist allerdings sehr sensibel vorzugehen: Nicht alle Aussiedlerinnen und Aussiedler begrüßen es, in der deutschen Gemeinde auf Russisch angesprochen zu werden – selbst wenn diese Sprache ihre Umgangssprache ist und sie kein Deutsch sprechen.

<sup>70</sup> Leitbild des Fachbereichs Diakonie im BGV Hildesheim, *„Missionarisch Kirche sein im Dienst für Andere“* vom 01.09.2003: „Der Fachbereich Diakonie der Hauptabteilung Pastoral stellt die Verantwor-

tung für Andere in den Mittelpunkt seines Handelns. Er deckt Situationen eingeschränkter und bedrohten Lebens auf und trägt dazu bei, dass durch Strukturveränderung und individuelle Hilfe Menschen die ihrer Würde vor Gott entsprechenden Lebensmöglichkeiten erhalten. Hierbei sind die Anderen nicht nur Empfänger von Hilfsleistungen, sondern alle Beteiligten werden in diesem gemeinsamen Prozess in geschwießerlicher Verbundenheit, im solidarischen Handeln und im wechselseitigen Austausch im Glauben zugleich zu Gebenden und Empfangenden. ... „ Der Caritasverband leitet in seinem Selbstverständnis den Auftrag für die Arbeit mit Migrantinnen und Migranten vom Evangelium und von der christlichen Pflicht zum Schutz der Würde des Menschen ab. Er fördert den Dialog zwischen ihnen und der einheimischen Bevölkerung und strebt ein solidarisches Miteinander an. Er achtet die kulturelle Identität und Vielfalt der Migrantinnen und Migranten und orientiert sich in seinem Arbeitsansatz an deren Bedürfnissen und mitgebrachten Kompetenzen. Er betrachtet die Arbeit mit Migrantinnen und Migranten als einen unverzichtbaren Dienst. Dabei sieht er das Ehrenamt als einen wesentlichen Beitrag an. Er unterstützt den caritativen Einsatz in Pfarrgemeinden, Verbänden, Gruppen sowie in Initiativen und fördert das Engagement durch Beratung, Begleitung und Fortbildung. Zugleich gibt er Hilfestellung bei der Bildung von Selbstorganisationen. Vgl. v.a.: *Rahmenkonzeption des Caritasverbandes für die Diözese Hildesheim e.V.*, *„Die Arbeit der Caritas mit Migrantinnen und Migranten“*, Juni 1999 und Deutscher Caritasverband e.V. (Hg.), *„Sozialarbeit mit Aussiedler-(inne)n“ – Rahmenkonzeption für Hauptamtliche und Ehrenamtliche*, März 1996.

<sup>71</sup> Vgl. auch Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *„Zeit zur Aussaat“ - Missionarisch Kirche Sein*, Hirtenschreiben der Deutschen Bischöfe Nr. 68, Bonn 2000, 15ff.

## Impressum

### Herausgeber

Bischöfliches Generalvikariat Hildesheim,  
Hauptabteilung Pastoral und Hauptabteilung Caritas, 2004  
Gestaltung und Druck  
Bernward Mediengesellschaft mbH, Hildesheim

### Titelbild

dpa-picture-alliance, Frankfurt/Main

### Zu beziehen über

- Bischöfliches Generalvikariat Hildesheim, Fachbereich Diakonie  
Domhof 18–21, 31134 Hildesheim, Tel.: 05121 307-376  
E-Mail: [Adelheid.Fritsch@bistum-hildesheim.de](mailto:Adelheid.Fritsch@bistum-hildesheim.de)
- Caritasverband für die Diözese Hildesheim e.V., Referat Migration  
Moritzberger Weg 1, 31139 Hildesheim, Tel.: 05121 938161  
E-Mail: [hallmann@caritas-dicvhildesheim.de](mailto:hallmann@caritas-dicvhildesheim.de)

### Download

[www.bistum-hildesheim.de](http://www.bistum-hildesheim.de), Button „Nachrichten/Dokumente“,  
dann „Texte/Dokumente“